

Inhaltsverzeichnis

Christophorushaus Bäk	2
Zum Geleit	3
Auf ein Wort	4
Gemeinschaft der Heiligen – zu Tode verwaltet?	5
Sören Kierkegaard und der Auftrag der Kirche heute	14
„Jedes Kaff ein Pfaff“	24
Aus dem Leben im Kirchenkreis Mecklenburg	29
Aus dem Verein der Pastorinnen und Pastoren in Pommern	31
Notizen aus Lettland	32
Beihilfe	36
(Kranken-) Beihilfe für studierende Kinder	37
Urlaub an der Ostsee	38
Noch Termine frei	38
Studienbeihilfe	38
Neue Richtlinien der Studienbeihilfe der Verbandes	38
Termine Emeritenkreis im Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg	39
Termine in 2019 VPPN, MECK, POMM	40
Beratung und Hilfen	40
Buchhinweise	41
Werden Sie Mitglied in einem PV in der Nordkirche	51
Beitrittserklärung zum Mecklenburgischen PV (VMPP)	52
Beitrittserklärung zum Pommerschen PV	53
Beitrittserklärung für den VPPN	54
Mitteilung einer Konto- oder Adressänderung im VPPN	55
Vereinsvorstand des VPPN	56
IMPRESSUM:	56
Füreinander vorsorgen	57
Evangelische Bank setzt sich für das Gemeinwohl ein	59



www.christophorus-haus-baek.de

Herzlich willkommen im Christophorus Haus Bäk!

Ihr Partner für Tagungen, Seminare und Gruppenfreizeiten

Am Hasselhof 1, 23909 Bäk bei Ratzeburg

Tel. 04541 5861, Fax 04541 5052



IHR PARTNER FÜR ALTENHILFE | BEHINDERTENHILFE | GEFÄHRDETENHILFE | HILFEN
FÜR PSYCHISCH KRANKE | HOSPIZ | JUGENDHILFE | SUCHTKRANKENHILFE | VOR-
WERKER FACHKLINIK FÜR KINDER- UND JUGENDPSYCHIATRIE UND PSYCHOTHERAPIE

Zum Geleit



Liebe Schwestern und Brüder,

mitten im Sommer ein FORUM. Viele Urlauber sind im Land und nicht wenige nehmen die Angebote der Urlaubskirche wahr. Neben hauptamtlichen sind viele ehrenamtliche Mitarbeiter, die aus ihren Gemeinden kommen, hier engagiert. Gerade diese Situation zeigt mir, wie wichtig einerseits gemeindeübergreifende Angebote sind, die ihre Basis in einer Ortsgemeinde haben. Ganz im Gegensatz zu den im akademischen Bereich geäußerten Vorbehalte sind fast alle Ortsgemeinden in unserem Land in gesellschaftliche und auch gesamtgemeindliche Bezüge einbezogen, auch im Sinne von ökumenischen Partnerbeziehungen. Das zeigt nicht nur mir, wie wichtig die Arbeit der Kirche vor Ort ist. Ohne sie gäbe es andere Aktivitäten so jedenfalls nicht. In dieser Ausgabe finden Sie Beiträge, die bundesweit auf große Resonanz gestoßen sind. Prof. Dr. Dorothea Wendebourg äußert mit „Gemeinschaft der Heiligen – zu Tode verwaltet?“ ebenso wie Pastor Ingolf Scheibe-Winterberg aus Schleiz/Thüringen

zur Frage nach der Präsenz der Kirche bei ihren Gliedern, die in den Pfarrvereinen im Hinblick auf die Personalplanung heftig und ausdauernd diskutiert wird. „Jedes Kaff sein Pfaff“. Auch wenn wir nach unserem Gespräch im Kirchenamt den Eindruck gewonnen haben, dass die Planung bei uns in guten Händen liegt, bleibt die Frage auch bei uns aktuell. Um es auch an dieser Stelle noch einmal deutlich zu sagen: es geht nicht darum, gesamtgemeindliche Dienste zu schmälern. Wir wissen um die Wichtigkeit auch dieser Dienste, drei Vorstandsmitglieder sind dort tätig gewesen. Es geht darum möglichst bei den Menschen vor Ort präsent zu sein, die Basis nicht aus den Augen zu verlieren. Gerade der Wohnort, wo die Mitbürger Zeit für Dinge außerhalb des Berufslebens finden, schafft Kontaktflächen, die wir sonst als Kirche kaum erreichen. Das wird bei großzügigen „von oben“ angedachten Plänen vielfach nicht immer beachtet. P. Dr. Tim Unger beschäftigt sich mit Sören Kierkegaard, dem großen Theologen unseres nördlichen Nachbarn. WICHTIG ist auch das Ergebnis des Gespräches des VPPN mit dem LKA (S. 39) Wir bitten um Beachtung. Aus Mecklenburg schreibt Matthias Ortmann und Helmut Brauer berichtet über unsere Kontakte in Lettland.

Ihnen allen eine schöne Sommerzeit, dem einen oder anderen gute Erholung. Bleiben Sie behütet.

Ihr

Hans-Joachim Ramm

Auf ein Wort



„Die nächsten 7 Tage keine Nachrichten. Ich faste.“ meinte ein Kollege. „Kein TV, kein Internet, keine Zeitung. Ich mach` mich mal frei.“

Ja, ich war ein zunächst ein wenig geschockt. Man kann doch nicht einfach abschalten, sich aus allem `raushalten. Wie will man reagieren, wenn ein Gemeindeglied einen auf eine Schlagzeile anspricht? Wie sich selber zurecht finden in einer Welt, die an einem vorbeiläuft? Information ist doch auch eine Orientierungshilfe.

Andererseits, wer kennt das nicht, diese tägliche Überflutung durch ständig neue Informationen. Da eine Katastrophe, dort ein Skandal. Wie steht es um den Brexit? Lange nichts mehr gehört aus Venezuela. Trump kommt täglich mit einem Knaller, das Klima brennt auf den Nägeln, der Nahe Osten auch. Apple kündigt Neues an, Filmsternchen lassen sich scheiden, Promis versterben, Serienkiller gibt's weltweit auch immer einen aktiven. All das und noch viel mehr unterhält uns täglich mit einem Infococktail aus Leichtem und Schwerem, Wichtigem und Nippes.

Es ist wie mit dem Essen. Wir brauchen täglich Brot. Aber man kann sich überfüttern. Dann wird einem selbst von guten Sachen schlecht. Es gibt auch ein zu viel an Steaks, Kaviar und Champagner; will sagen, es gibt auch ein zu viel an Informationen, selbst wenn sie wichtig sind und Gehalt haben. Über Befindlichkeiten von B und C Promis und Dschungelcampern reflektieren wir hier ja nicht.

Also doch mal Infofasten? Das wäre die Radikalkur, Detox für das Hirn. Kann man machen, muss man aber nicht.

Beim Essen gilt die Regeln, sich nie ganz satt zu essen. Da muss immer noch etwas Luft bleiben. Voll gesättigt verdirbt es den Appetit. Wir, die wir nicht vom Brot allein leben, versuchen eine kippelige Balance zwischen guter Versorgung und übermäßigen Konsum zu finden. Nachrichten und Informationen in dem Maße, dass im Kopf noch Luft bleibt für Reflexion und Meinungsbildung.

Das funktioniert nur, wenn man nicht den Anspruch erhebt, alles zu wissen oder immer und überall als Schlaumeier zu brillieren. Das funktioniert in der demütigen Einsicht, dass niemand alles wissen kann und wir nur Stückwerke in der Hand halten, die wir -seitenverkehrt und verschwommen in einem Spiegel wahrnehmen. Erst, wenn wir von Angesicht zu Angesicht stehen, werden wir erkennen. Bis dahin gilt ein Vertrauen auf Gott, wo wir nicht wissen können.

Gemeinschaft der Heiligen – zu Tode verwaltet?

Was die Kirche ist und was ihr dient

Von: Dorothea Wendebourg, erschienen im Deutschen Pfarrerberlatt, Ausgabe: 2 / 2019



„Gemeinschaft der Heiligen“ - in jedem Gottesdienst sagen wir, dass wir das sind. Wir sagen es im Glaubensbekenntnis, das wir ja als Menschen sprechen, die selbst zu der Gemeinschaft gehören, von der dort die Rede ist. So setzen wir uns selber ins Credo, oder genauer, wir finden uns selber im Credo vor. D.h., wir sprechen da von uns - nicht nur von Gott, von Inkarnation, Kreuzestod und Auferstehung des Gottessohnes oder vom Heiligen Geist, sondern auch von uns - als einem Gegenstand des Glaubens. Von uns als der Gemeinschaft der Heiligen, oder, mit den Worten des Konzils von Nizäa, von uns als der heiligen Kirche: Ich glaube eine „heilige ... Kirche“, credo sanctam ecclesiam. Das sind - nicht nur, aber auch - wir.

Das Attribut der Heiligkeit, das uns im Credo beigelegt wird, ja, das uns schon im NT beigelegt wird, ist sehr hoch gegriffen. Höher geht es gar nicht. Denn Heiligkeit ist ja ein Gottesprädikat. Wenn sie von anderem ausgesagt wird als von Gott selbst,

kann das nur angemessen sein, wenn dieses andere mit Gott zusammengehört. In der Tat, die Gemeinschaft der Heiligen, die heilige Kirche ist das, weil sie in spezifischer Weise zu Gott gehört, weil sie, wie es Dietrich Bonhoeffer mit Paulus hervorhebt, „Kirche Gottes“ ist. Gott ist in ihr in besonderer Weise gegenwärtig. Dafür steht der Heilige Geist, der in den Glaubensbekenntnissen nicht umsonst ausdrücklich auch das Attribut „heilig“ trägt und nicht umsonst unmittelbar zusammen mit der Gemeinschaft der Heiligen oder der heiligen Kirche genannt wird. Mit den Worten des bekannten Credo-Liedes von Rudolf Alexander Schröder gesagt: Wir glauben „den Geist, der heilig insgemein lässt Christen Christi Kirche sein“.

Das ist nicht nur hoch gegriffen für Christi Kirche, wie wir sie kennen und wie wir sie sind; es scheint auch weit weg zu sein von den täglichen Realitäten, mit denen wir uns in der Kirche herumschlagen. Diese Seite der Medaille wird noch zur Sprache kommen. Doch in einem klaren Gefälle, als Zweites, nicht als Erstes: Dass die Kirche ist und was die Kirche ist, dass wir die Kirche sind und was wir als Kirche sind, kommt von dieser Heiligkeit her, von der spezifischen, im Heiligen Geist begründeten Zugehörigkeit zu Gott. Alles, was wir in der Kirche reden und tun, was wir in ihr bejahen oder kritisieren, planen, verändern, reformieren, hat hier seinen Sinn und sein

Kriterium - jedenfalls, wenn es um die „heilige Kirche“, die „Gemeinschaft der Heiligen“ geht. Worum sollte es auch sonst gehen? Eine Kirche, die das nicht ist, ist reizlos und überflüssig. Sie lohnt sich nicht - verlorene Gedanken- und Liebesmüh.

Als Christen und Amtsträger, die die Kirche, uns selbst als „Gemeinschaft der Heiligen“ bekennen, können wir aber gar nicht genug Mühe des Gedankens und der Liebe auf diesen Gegenstand verwenden. Dabei geht es hier und heute um die Mühe des Gedankens alias Theologie. Ihr möchte ich mich widmen, das aber nicht abstrakt, sondern mit Blick auf konkrete Probleme und Herausforderungen, vor denen die Kirche heute steht, die sich in ihr stellen und die sie z.T. auch selbst hervorbringt - s. den zweiten Teil des Obertitels. Dabei will ich folgende Punkte abschreiten: Gottesdienst, Gemeinde und - den spezifischen Fragen dieses Kreises gemäß am breitesten - ordinationsgebundenes Amt. Zuvor aber müssen noch einige kurze Worte über den thematischen Ausgangspunkt fallen, über die Bedeutung, die die Verwaltung für die Gemeinschaft der Heiligen hat.

1. Die heilige Kirche und die Verwaltung

Wodurch stehen wir, steht die Kirche Gott so nah, dass sie das Gottesprädikat „heilig“, sanctus trägt? Antwort - eine evangelische Antwort: weil sie *communio fidelium* ist, weil wir Gemeinschaft der Glaubenden sind. Glaube ist ja nicht irgendeine Ansicht von Gott und heiligen Dingen, die

wir distanziert zur Kenntnis nehmen. Sondern Glaube ist ein Berührtsein von Gott im tiefsten Inneren, biblisch im „Herzen“ oder in der „Seele“. Ein Berührtsein, das sich ereignet als

Angesprochenwerden, als Hören einer Mitteilung, die mich meint, eines Wortes, das mich trifft, bewegt, meine Sicht auf Gott, mich selbst, alle anderen und alles andere bestimmt und die mein Handeln prägt. Das Berührtsein durch das Evangelium von der Liebe Gottes in Jesus Christus, in dem er, Gott selbst, sich zu hören und zu schmecken gibt. Daraus aber ergibt sich, dass die Gemeinschaft der Heiligen kein Geisterreich ist, kein Spiritistenverein. Sie ist wesenhaft angewiesen auf dieses sinnenfällige Widerfahrnis von außen, darauf, dass das berührende Evangelium hörbar und schmeckbar wird, das Wort, durch das der Heilige Geist den Glauben schafft und ernährt und so auch die Gemeinschaft der Glaubenden, die *communio sanctorum* erzeugt und ernährt.

Weil der Glaube darauf angewiesen ist, von außen her geweckt und ernährt zu werden, hat die Gemeinschaft der Heiligen wesenhaft eine institutionelle Dimension. Die Dimension einer Institution, in der regelmäßig und verlässlich im Laufe der Zeit und in der Weite des Raums das Evangelium verkündigt, hörbar, sichtbar und schmeckbar wird; einer Institution, die dafür Sorge trägt, dass Menschen zur Verfügung stehen, die das tun. Dass sie instand gesetzt werden, das zu leisten. Und das heißt nach evangelischem Verständnis, dass sie instand gesetzt werden durch den Erwerb und die Weiterentwicklung der für die

Verkündigung notwendigen theologischen Kompetenz. Für dies alles bedarf es der kirchlichen Institution, bedarf es der Planung, des Rechts, eines geregelten Finanzwesens, kurz, der Verwaltung. Verwaltung und Gemeinschaft der Heiligen stehen also nicht in einem grundsätzlichen Verhältnis des Gegensatzes zueinander, sondern erstere ist ein nützliches, unter normalen Umständen auch notwendiges Instrument der letzteren. Das muss gegenüber schwärmerischen Vorstellungen und prinzipieller Verwaltungselche betont werden.

Aber ein Instrument ist ein Instrument, die Zwecke, denen es zu dienen hat, bestimmt es nicht selbst. Und hier liegt das Problem. Verwaltungen haben immer und überall die Tendenz, ein Eigenleben zu entwickeln; Ziele nach Maßstäben des Funktionierens und der Effizienz zu stecken, die mit dem Zweck wenig zu tun haben, dessen Instrument sie eigentlich sind. Da machen die Kirchenverwaltungen keine Ausnahme. Was hier an Strukturereformen ersonnen, in die Wege geleitet, mehr oder weniger sanft durchgedrückt, mittels Veränderung von Stellenplänen und Finanzzuweisungen verwirklicht wird, ist in hohem Maße an Zielvorstellungen ausgerichtet, von denen nur eines klar ist: Am Leitbild der ecclesia sancta, der aus dem Wort des heiligen Gottes lebenden Gemeinschaft der Heiligen, sind sie nicht orientiert.

2. Gottesdienst

Wenn die Kirche die aus dem Evangelium lebende Gemeinschaft

der Heiligen ist, dann hat das Konsequenzen für den Gottesdienst. Er lebt davon und dafür, dass er nicht irgendeine Zusammenkunft ist, sondern dass sich hier diese Gemeinschaft vor dem heiligen Gott versammelt. Deshalb ist der Gottesdienst Gottesverehrung, „Andacht“, wie man früher sagte. Das gilt für jeden Gottesdienst, für den am Sonntagmorgen ebenso wie für Kasualien und Sondergottesdienste. Von dieser Dimension der Gottesverehrung ist in unseren geschäftigen landeskirchlichen Gottesdiensten oft wenig zu spüren, und darin liegt vielleicht ein wesentlicher Grund für die mangelnde Anziehungskraft.

Als Versammlung vor dem heiligen Gott ist der Gottesdienst zugleich der Ort, in dem die Gemeinschaft der Heiligen sich realisiert und regeneriert, wenn ihr das Evangelium - die Orthodoxen sagen „das heilige Evangelium“ - in verlässlicher Regelmäßigkeit hörbar und schmeckbar begegnet und der Heiligen Geist es ihren Herzen weckend, vertiefend, bekräftigend aufgehen lässt. Wobei wir alle wissen und die Kirche schon immer gewusst hat, dass solche Geisteswirksamkeit durchaus nicht immer zustande kommt - „der fährt, wohin er will und mag“, heißt es in Schröders schon genanntem Credo-Lied vom Heiligen Geist; er weckt und stärkt den Glauben ubi et quando visum est Deo, formuliert es klassisch die Confessio Augustana. Auch der andächtigste Gottesdienst, die beste Predigt und die gewinnendste Abendmahlsfeier garantieren keine geistliche Wirkung. Aber ohne Verkündigung fehlt die Voraussetzung dafür, dass diese Wirkung überhaupt

zustande kommen, dass ein Mensch zum Glied der Gemeinschaft der Heiligen werden kann, und ohne die regelmäßige Regeneration im Gottesdienst fehlt die Voraussetzung dafür, dass er es bleiben kann. Und nicht zuletzt ist der Gottesdienst wechselseitige Stärkung, indem er die geglaubte Gemeinschaft der Heiligen erfahrbar macht, erfahrbar als Gemeinschaft derer, die betend, hörend, singend, essend und trinkend zusammen vor dem heiligen Gott stehen.

Kurz, die Gemeinschaft der Heiligen lebt, wenn sie lebt, in dem und aus dem Gottesdienst, ohne ihn stirbt sie ab. Kirchenreformerische Überlegungen, die nicht von dieser Einsicht ihren Ausgang nehmen, verfehlen ihren Gegenstand. Sie mögen, inspiriert von organisationstheoretischen und effizienzorientierten Konzepten verschiedener Provenienz, allerlei Rezepte verschreiben; nachhaltig ist das alles nicht, wenn es das Energiezentrum nicht stärkt, den Gottesdienst. Und zwar den regelmäßigen Gottesdienst. Damit will ich nichts gegen Projektgottesdienste, Feiern zu besonderen Gelegenheiten und für besondere Zielgruppen sagen - dergleichen hat es ja auch immer gegeben, nur hieß es anders. Doch diese besonderen Veranstaltungen ersetzen den sonntäglichen Gottesdienst nicht, in dem die Gemeinschaft der Heiligen verlässlich zusammentreten und betend, hörend, singend, essend und trinkend immer neu als solche verwirklicht werden kann. Ihn zu stärken, sollte oberstes Ziel aller Reformüberlegungen sein.

Die Personalplanungen gehen vielerorts nicht in diese Richtung. Das gilt

für die Reduktion von Gemeindepfarrstellen zugunsten anderer kirchlicher Posten, worauf ich noch zurückkommen werde. Und das gilt für den in fataler Weise kontraproduktiven Abbau von Kirchenmusikerstellen, der seit Jahren in allen Landeskirchen vor sich geht. Jeder Euro, den man hier einspart, nagt an der Lebendigkeit des Gottesdienstes, schränkt die liturgische Teilhabe der Gemeinde ein, verschlingt geistliches Kapital. Und damit im Übrigen am Ende auch finanzielles. Eine echte Milchmädchenrechnung.

3. Gemeinde

Das Gesagte hat Folgen für die Strukturen der Kirche. Wenn sich die Gemeinschaft der Heiligen als Gottesdienstgemeinde konstituiert, realisiert und regeneriert, ist sie in ihrer primären Verwirklichungsform um eine Kanzel, einen Taufstein und einen Tisch versammelte Ortsgemeinde - wobei ich nicht ausschließlich an Parochien denke, sondern auch an regelmäßig am selben Ort zusammentretende Personalgemeinden wie die des Berliner Doms, Standortgemeinden der Bundeswehr u.ä.m.

Damit soll nicht behauptet werden, die Ortsgemeinden seien nur Gottesdienstgemeinden. Sie sind zweifellos noch mehr als das. Sie sind soziale Knotenpunkte, in denen menschlicher Austausch, wechselseitige Hilfe und gemeinsame Hilfe für andere geschehen, von Kinderbetreuung über Diakonie bis zur Flüchtlingshilfe. Sie sind kulturelle Knotenpunkte, die gemein-

same künstlerische Aktivitäten etwa in Chören und Instrumentalgruppen oder Bildungsangebote ermöglichen. In bestimmten Situationen können sie auch Dächer politischer Initiativen sein, wie es in der Solidarność-Zeit in Polen oder im Vorfeld der friedlichen Revolution in der späten DDR der Fall war. Aber das alles sind Früchte, deren Wurzel die gottesdienstliche Gemeinschaft ist, sozusagen die Abwärme, die die hier erzeugte und am Leben erhaltene Glut erzeugt. Solche Abwärme bleibt auch, wenn die Glut erloschen ist, noch eine Weile im Raum, aber eben nur noch eine Weile. Ohne die Rückbindung an die Gottesdienstgemeinde gehen jene sozialen, kulturellen oder politischen Aktivitäten ein oder sie verselbständigen sich in Organisationen, die gut und gern ohne die Kirche auskommen.

Angesichts dieser im wörtlichen Sinne elementaren Bedeutung der um eine Kanzel, einen Taufstein und einen Tisch versammelten Ortsgemeinde sollte man annehmen, dass Überlegungen zur Kirchenreform ihrer Unterstützung und Stärkung höchste Priorität einräumen. Vielfach scheint aber das Gegenteil der Fall zu sein. Wie in einer Kirchenzeitung schon vor 25 Jahren vom Vorsitzenden des hannoverschen Pfarrervereins beklagt wurde und heute noch stärker zu beklagen wäre, ist seit geraumer Zeit „eine groteske Geringschätzung der Ortsgemeinde“ zu verzeichnen. Was sich stattdessen immer mehr verbreitet, ist vielmehr der Glaube an die effiziente Serviceeinheit der fusionierten Großgemeinde. Gewiss gibt es immer wieder Fälle, zumal in den östlichen

Landeskirchen, in denen, sei es, weil nur noch ein Handvoll Christen am Ort lebt oder weil es weniger Pfarrer gibt als früher, Gemeinden zusammengelegt werden müssen. Das Bedenkliche ist aber die planvolle Fusionierung, die nicht von der Not diktiert wird, sondern von einem Bild der Kirche, das sich aus administrativen und ökonomischen Idealen speist. Niemand wird bestreiten, dass die Kirche mit ihrem Geld verantwortungsvoll umgehen, also auch ökonomisch denken muss, und niemand wird leugnen, dass sie für geordnete Abläufe einer funktionierenden Verwaltung bedarf - wie schon gesagt. Doch beides, Geld wie Verwaltung, sind eben dienende Elemente, und wenn der Dienst, den sie zu leisten haben, sich an dem bemisst, was die Kirche ihrem Wesen nach ist, heißt das, an der Gemeinschaft der Heiligen, die sich in der Fülle um eine Kanzel, einen Taufstein und einen Tisch versammelter Gottesdienstgemeinden konstituiert, realisiert, regeneriert und die so auch nach außen ausstrahlt und tätig wird.

Von solchen Gemeinden kann es, wenn die Kirche ein nachhaltiges geistliches Leben führen will, gar nicht genug geben; hier ist zu investieren, was an Pfarrern und Kirchenmusikern - beiderlei Geschlechts - zur Verfügung steht. Stattdessen geht mit der Geringschätzung der Ortsgemeinde eine „dramatische Abwertung des Gemeinde-Pfarramtes“ einher, wie der hannoversche Kritiker weiter schreibt; überall werden Gemeindepfarrstellen gestrichen, die übergemeindlichen Pfarrstellen vermehrt - oft für Belange, die gar keines ordinierten Theo-

logen bedürfen; es werden nichttheologische Stellen und immer neue Verwaltungsposten geschaffen - die neuen Großstrukturen sind kompliziert und bedürfen der Fachleute, die sie durchschauen. Von den Services, die das alles ermöglicht, sind viele durchaus schön. Doch der entscheidende Service, der die Wurzel der Gemeinschaft der Heiligen bildet, der regelmäßige Gottesdienst, wird zu einer Aktivität unter anderen, im Zentrum der Bemühungen stehen er und die dafür notwendigen Voraussetzungen kaum.

Nun könnte man einwenden, dass die Kirche ja nicht in der Ortsgemeinde aufgeht, dass sie die Christenheit allerorten umgreift. Warum sollte man also nicht mit der effizienteren Variante regionaler, gegebenenfalls auch wandernder Gottesdienste auskommen? Zweifellos ist die Kirche, von der das Glaubensbekenntnis spricht und die es nicht nur *ecclesia sancta*, sondern auch *ecclesia catholica*, „allgemeine christliche“ Kirche nennt, mit keiner einzelnen Gemeinde identisch, umgreift sie die Christen aller Orte, ja, aller Zeiten, Lebende und Verstorbene. Auf Reisen in einer fremden Gemeinde oder nach einem Umzug in einer neuen Gemeinde zum Gottesdienst zu gehen und sich dort geistlich zugehörig zu fühlen, lässt diese ortsübergreifende Realität der Kirche handgreiflich erfahrbar werden. Aber sie wird eben konkret in Raum und Zeit erfahrbar, wo sie sich als Gottesdienstversammlung konstituiert. Das verlangt Verlässlichkeit und Regelmäßigkeit im gemeinsamen Zusammenkommen um eine Kanzel, einen Taufstein und einen Tisch. Sonst wird

die Gemeinschaft der Heiligen eine abstrakte Chimäre - oder eben ein Faktor der Administration.

4. Ordinationsgebundenes Amt

Die Gemeinschaft der Heiligen ist eine Gemeinschaft der Heiligen, weil ihre Glieder alle gleichermaßen mit der Zugehörigkeit zu dem heiligen Gott ausgezeichnet sind, die der Heilige Geist bewirkt. Über die im Glauben gegebene, vom Geist bewirkte Heiligkeit hinaus gibt es keine engere Nähe zu Gott und keine besonderen geistlichen Fähigkeiten, die einzelne Christen vor anderen auszeichnen und zu priesterlichen Vermittlern zwischen Gott und diesen machen. Mit der priesterlichen Unmittelbarkeit zu Gott ist allen Christen die daraus entspringende priesterliche Verpflichtung gemeinsam, durch Gebet und Bezeugung des Evangeliums andere auf dem Weg in diesen Stand und im Leben in diesem Stand zu unterstützen. So in kurzen Worten der Sachverhalt, den die reformatorische Tradition „allgemeines Priestertum“ aller Christen nennt.

Wie wir alle wissen, wird mit der Lehre vom allgemeinen Priestertum nicht das ordinationsgebundene Amt in Frage gestellt; es wird nur in spezifischer Weise begründet, wie es Luthers Freiheitsschrift kurz und knapp zusammenfasst: Wir sind zwar alle Priester, aber wir sind nicht alle Pfarrer. Beides unterscheidet sich nicht durch besondere übernatürliche Fähigkeiten, die die einen haben und die anderen nicht, so dass etwa die einen wirksam konsekrieren können

und die anderen nicht. Der Unterschied liegt vielmehr in der beruflichen Funktion, die nur letztere haben: Pfarrer und Pfarrerrinnen sind jene Priester und Priesterinnen, die die Aufgabe haben, das allen gemeinsame Priestertum in spezifischer Weise zur Geltung bringen: nämlich „öffentlich“ (publice), wie es die Confessio Augustana sagt. Gemeint ist, anders als nach heutigem Sprachgebrauch, der überindividuelle Raum der Kirche, wie er sich insbesondere in der gottesdienstlichen Gemeinschaft an allen Orten und zu allen Zeiten realisiert.

Hierfür werden Einzelne berufen, im Namen aller und allen gegenüber das Evangelium in hörbarer, schmeckbarer und sichtbarer Gestalt zu mitzuteilen. Voraussetzung ist die besondere Qualifikation für diese Tätigkeit, idealerweise erworben durch ein akademisches Theologiestudium, das die zu Berufenden instand setzt zur eigenständigen Auslegung der Heiligen Schrift und so zur öffentlichen Verkündigung des Evangeliums in der Predigt, aber auch zur theologisch verantworteten Leitung des Gottesdienstes überhaupt und aller anderen für das Leben der Gemeinde wesentlichen öffentlichen Vollzüge.

Das ordinationsgebundene Amt der öffentlichen Verkündigung in mündlicher und sakramentaler Gestalt ist offensichtlich nicht das einzige Amt in der Kirche. Calvin schrieb auf der Basis der Deuteropaulinen eine Vierzahl fest - Prediger, Doktoren, Presbyter und Diakone -, im Luthertum überließ man die Ausformung weiterer Ämter den konkreten Erfordernissen im Laufe der Geschichte - Diako-

nat, Kantorenamt und Hebammenamt u.a.m. Gleichwohl kam für beide Traditionen dem ordinationsgebundenen Verkündigungsamt besonderes, ja einzigartiges Gewicht zu. Das hängt mit seiner spezifischen Aufgabe zusammen: Dieses Amt und nur dieses Amt ist für die öffentlich-kirchliche Weitergabe des Evangeliums zuständig, durch das der Glaube und damit auch die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen begründet und am Leben erhalten wird. Solche im Wortsinne grundlegende Bedeutung kommt keinem anderen Dienst in der Kirche zu, so viele sie auch sonst zur Erfüllung verschiedener Bedürfnisse brauchen mag. Ob man mit der reformierten Tradition sagt, dass sie jedenfalls den Dienst des Presbyters immer brauche, oder mit der lutherischen, dass sie im konkreten kirchlichen Leben je nach Situation und historischen Umständen unterschiedliche weitere Dienste brauche - der besonderen, grundlegenden Bedeutung des ordinationsgebundenen Amtes als Amt der öffentlichen Verkündigung tut das eine wie das andere keinen Abbruch.

So war es jedenfalls bis vor wenigen Jahrzehnten selbstverständlich, doch seit einiger Zeit ist das ordinationsgebundene Amt vielfältiger Erosion ausgesetzt. Zum einen durch die immer größer werdende Zahl von Prädikantenberufungen, zum anderen durch die Einebnung in ein Tableau vielfältiger Dienste.

Die Einrichtung von Prädikantendiensten war gedacht als Hilfe für überlastete Pfarrer, zumal für solche, die eine Vielzahl kleinerer Predigtstätten nicht regelmäßig selber bedienen

konnten. Die vorgesehene Tätigkeit war beschränkt auf Predigtgottesdienste, die dort gehaltenen Predigten sollten in enger Absprache mit dem Pfarrer unter dessen theologischer Verantwortung entstehen. Die Zahl der Prädikanten hielt sich in Grenzen. Mittlerweile ist sie rapide gestiegen; Prädikanten und Prädikantinnen halten Gottesdienste auch in den Hauptkirchen der Gemeinden, sie predigen selbständig und leiten auch das Abendmahl. M.a.W., sie versehen wie ordinierte Pfarrer das Amt der öffentlichen Verkündigung, obwohl sie kein Theologiestudium hinter sich haben, das nach begründeter evangelischer Überzeugung bei uns die Voraussetzung der selbständigen öffentlichen Verkündigung und der Sakramentsverwaltung bildete und offiziell immer noch bildet, sondern nur eine eingeschränkte Ausbildung. Zwangsläufig ist die Position des Pfarrers dadurch unter Druck geraten, in der öffentlichen Wahrnehmung, vielleicht noch mehr in der Selbsteinschätzung der Pfarrerinnen und Pfarrer. Das mit der Bindung selbständiger öffentlicher Verkündigung an das Theologiestudium gegebene Alleinstellungsmerkmal schwindet dahin. Was den Pfarrer auszeichnet, scheint sich mehr und mehr auf die Beamtenstellung und das hoheitliche Recht der Siegföhrung zu beschränken.

Die Landeskirche im Rheinland hat aus dieser Situation die Konsequenz gezogen und überträgt das Amt der öffentlichen Verkündigung auch bei Prädikanten durch Ordination. Das ist - wenn schon, denn schon - theologisch folgerichtig. Die übrigen Lan-

deskirchen vollziehen die Übertragung des Amtes an Prädikanten durch eine „Beauftragung“ genannte Berufung, die aber alle wesentlichen Elemente einer Ordination enthält - wie sollte es auch anders sein, da es ja hier wie dort um die Berufung zur öffentlichen Verkündigung geht. Wenn diese Beauftragung gleichwohl nicht Ordination heißt, so soll dadurch das Pfarramt geschützt werden. Doch es ist ein Schutz, der nicht mehr theologisch begründet werden, der vielmehr hier als Besonderheit nicht allein des Amtes, sondern auch der Ordination selbst nur noch das Anrecht auf Beamtenstatus und Siegföhrung ausweisen kann. Was bei dem allen - „Ordination“ hin oder her - auf dem Spiel steht, ist nicht einfach das

Prestige des Pfarramtes - mit einem solchen Verlust müsste ein Christenmensch fertig werden. Es ist vielmehr die Bedeutung der theologischen Kompetenz für das Amt der öffentlichen Verkündigung und damit für die von der Verkündigung lebende Gemeinschaft der Heiligen selbst. Mit einer großen und immer mehr steigenden Zahl von Prädikanten geht diese Bedeutung unweigerlich zurück. Um dieses Gut muss gestritten werden. Wenn der Streit verlorengelht, geht es an die Substanz der evangelischen Kirche. Wer auf das verlorene Terrain nachrücken wird, ist offensichtlich: der herrscherliche Diener, der Verwaltungsapparat der Kirchenämter; er wird am Ende und zumal bei knapperen Kassen dazu neigen, Stellen nach Gesichtspunkten der administrativen Effizienz und des finanziellen Ertrags zu besetzen, und da

erscheinen Prädikanten allemal praktisch.

Der andere Erosionsprozess nimmt nicht von innen, von der Loslösung der ordinationsgebundenen Kernaufgaben vom Pfarramt her seinen Lauf, sondern er vollzieht sich von außen her, als Einebnung des ordinationsgebundenen Amtes selbst in eine Fülle anderer Berufe. So werden immer mehr pädagogische, soziale oder eben auch administrative Stellen geschaffen, die Zahl der Gemeindepfarrstellen wächst nicht oder geht zurück, ihre Inhaber sind nur noch Teil eines Ensembles verschiedener Professionsträger eines multifunktionalen Dienstleisters. Das ist nicht einfach ein quantitatives Problem, auch darin schlägt sich jene „dramatische Abwertung des Gemeinde-Pfarramtes“ nieder, von der schon die Rede war. Und mit der Abwertung des Gemeindepfarramtes geht auch hier die Abwertung der theologischen Kompetenz einher, die für die Kirche nicht schwerer zu wiegen scheint als jede andere Qualifikation, die Abwertung des sonntäglichen Gottesdienstes als Ausgangspunkt und Regenerationsort der Gemeinschaft der Heiligen und die Abwertung der regelmäßig zusammentretenden Gottesdienstgemeinde als des Rahmens, in dem die Gemeinschaft der Heiligen lebt.

Vielleicht gibt es aber eine stille Erosion, die das Pfarramt noch stärker bedroht als alles bisher Gesagte: die innerliche Verabschiedung bei Pfarrern und Pfarrerinnen von den Kernaufgaben des eigenen Amtes. Tag und Nacht beschäftigt, getrieben, für immer größere Bezirke verantwortlich und mit immer neuen Zuständigkeiten

überhäuft, können viele das, was sie eigentlich können, gar nicht mehr zur Geltung bringen: das Evangelium theologisch verantwortlich verkündigen und so Gemeinde als real existierenden Ausschnitt der Gemeinschaft der Heiligen bauen. Bisweilen wird die Überhäufung mit Geschäften gar zur Flucht aus dem Kerngeschäft, das man nicht so betreiben kann, wie es angemessen und nötig wäre. Und schließlich wird das verschüttet, was Motivation und Ansporn war, diesen Beruf zu ergreifen, der persönliche Umgang in Herz und Kopf mit dem Evangelium, das man weitergeben will.

Karl Barth, dessen erstes öffentliches Auftreten sich gerade zum 100. Mal jährt, nannte das die „theologische Existenz“. Man muss kein Barthianer sein, um daraus Lehren zu ziehen. Vielmehr gilt es zuerst und vor allem, mit Mut und in der Sache begründetem Selbstbewusstsein dies zurückzuerobern, bevor es in der Kirche wieder besser werden kann: Theologische Existenz - heute.

*Prof. Dr. Dorothea Wendebourg,
Humboldt-Universität Berlin,*

Anmerkung:

Vortrag vor dem Pfarrverein der Rheinischen Kirche am 12. November 2018 in Bonn. Erstveröffentlichung im Info-Brief des Evang. Pfarrvereins im Rheinland, Nr. 27/2018, 3-10.

Sören Kierkegaard und der Auftrag der Kirche heute

Dr. Tim Unger

Vortrag auf den Pfarrkonventen des Kirchenkreises Walsrode in Meinerdingen am 12. Juni 2013 und des Kirchenkreises Ammerland in Apen am 6. März 2019)¹



Theologie ist stets mit der eigenen Biographie verbunden. Bei keinem anderen Theologen ist diese Einsicht so präsent wie beim Dänen Sören Aabye Kierkegaard, bei dem man nicht nur ein reformatorisches Erlebnis oder eine Wende in der Theologie und Philosophie mit einem bestimmten Ereignis oder einer individuellen Grundstimmung in seinem Leben verbinden, sondern für jede Phase seines Lebens eine direkte Beziehung zwischen seiner existentiellen Befindlichkeit bzw. Problemlage und der philosophisch-theologischen Durchdringung des Existenzproblems feststellen kann.

„Die Subjektivität ist die Wahrheit.“ So gibt Emanuel Hirsch im Kierkegaard-Abschnitt seiner „Geschichte der neuern evangelischen Theologie“ die Quintessenz der Existentialdialektik des Kopenhagener Schriftstellers wieder. Für Kierkegaard gibt es keine Wahrheit, die nicht in der individuellen Existenz des Menschen durchlebt und durchdacht ist und die ihn nicht von einer rein ästhetischen Betrachtungsweise der Wahrheit, des Schicksals, ja selbst der Religion über die Tiefen des

existentiellen Selbstwiderspruchs des Menschen in das Schuld- und schließlich Sündenbewusstsein des Menschen und gleichzeitig in die unbedingte Liebe führt, mit der Gott ihn und mit der er Gott und den Menschen neben sich liebt. Dieser Weg geht nur über die Krise und die Möglichkeit des Ärgernisses, ein Ärgernis, das nicht in der Aufregung über andere oder den Zustand der Welt besteht, sondern im tiefsten Ärgernis an der Wirklichkeit Gottes, die den Menschen durch das Setzen der Bedingung nicht nur zu Gott, sondern auch zu sich selbst führt.

1. Biographie im Licht von Sünde und Liebe

Sören Aabye Kierkegaard wurde am 5. Mai 1813 in Kopenhagen geboren. Er stammt aus der zweiten Ehe des Kaufmanns Michael Pedersen Kierkegaard, dessen erste Ehe kinderlos geblieben war und der nur wenige Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau seine Dienstmagd heiratete. Die kurze Trauerzeit und der für seine zweite Frau äußerst ungünstige Ehevertrag – dermaßen ungünstig, dass das Vormundschaftsgericht einschritt – ließen Kierkegaards Umgebung vermuten, Michael Pedersen Kierkegaard habe bereits während seiner ersten Ehe Beziehungen intimer Natur zur Dienstmagd unterhalten und wollte mit der zweiten Ehe nur das erste mit ihr gezeugte Kind legitimieren. 14 Jahre nach der Wiederverheiratung wurde als jüngster Sohn Sören Aabye Kierkegaard geboren, der

den Vater zunächst als liebevolles Familienoberhaupt erlebte, an dem er seine leidenschaftliche Erzählkunst und eine ausgeprägte Kunst der dialektischen Auseinandersetzung schätzen lernte – man kann dies wunderbar im Fragment „De omnibus dubitandum est“ nachlesen, das in der Gesamtausgabe (Hirsch/Gerdes) im Anhang zu den „Philosophischen Brocken“ abgedruckt ist und in dem sich hinter „H.“ Kierkegaard in seiner existentiellen Selbstfindung als Erkenntnisphilosoph selbst verbirgt.

Die Spannung, die sich im Vater Kierkegaard abspielte, zwischen dem Willen, die Kinder im christlichen Sinne zu erziehen, auf der anderen Seite die offenkundige sexuelle Verfehlung, dann das Grübeln des Vaters, der zeitgleich mit seiner zweiten Eheschließung mit 40 Jahren sein Geschäft als Kaufmann aufgegeben hatte und bis zu seinem Lebensende von über 80 Jahren von seinem Vermögen leben konnte, führte auch in Kierkegaard zu Verwerfungen. Nach dem Schulabschluss begann Sören, in Kopenhagen Theologie zu studieren. Hier traf er auf den Privatübungen haltenden fünf Jahre älteren Hans Lassen Martensen, der Glauben und Vernunft im Sinne des Anselm'schen *credo ut intelligam* zu-

sammenführen und auf diese Weise die Dialektik Hegels weiterführen wollte. Martensen war persönlich mit Schleiermacher bekannt; sein Weg sollte sich bis zum Lebensende Kierkegaards stets mit diesem kreuzen – wir werden sehen, auf tragische Weise.

Das komplexe Verhältnis zum Vater führte Kierkegaard schließlich zur Vernachlässigung des Studiums; man sah ihn fortan vor allem als Flaneur auf den Kopenhagener Boulevards und als Besucher des Schauspiels und der Oper, aber auch als beliebten Witzeerzähler bei seinen täglichen Besuchen in den Cafés der Stadt (das sollte alles mehr oder weniger stets so bleiben, wenn auch mit veränderten Vorzeichen).

Eine Aussprache mit seinem Vater kurz vor dessen Tod führte dann

zur existentiellen Wende im Leben des jungen Kierkegaard. Der Vater gestand seinem Sohn, er habe als Jugendlicher beim Schafehüten in seiner jütlandischen Heimat ob seiner Armut Gott verflucht. Dies habe ihn zur Erkenntnis gebracht, Gott bestrafe ihn gerade mit einem langen Leben, um ihm vorher sämtliche Kinder zu entreißen. Tatsächlich sollten nur – oder immerhin, je nachdem, vor welchem Erwartungshorizont man diese Erfüllung sieht – zwei Söhne den Vater überleben.

Sören führte diese Erschütterung in die existentielle Krise. 1841 steht als



Jahr für diesen schweren Umbruch. Kierkegaard schloss zwar sein Studium mit einer Dissertation über den Begriff der Ironie bei Sokrates ab – nach Hirsch bis heute das Beste, was über Sokrates geschrieben worden ist –, trennte sich aber nach einem Jahr Verlobungszeit von Regine Olsen. Schon die Verlobung hatte er bereits einen Tag später bereut. Als er sich von ihr entlobte, gab es Tränen Regines, die ihn halten wollte. Als sie ihn fragte, ob er nie heiraten wolle, antwortete er, ja, in zehn Jahren, wenn er sich ausgetobt habe, danach brauche er junges Blut, um sich aufzufrischen. „Eine notwendige Grausamkeit“, wie er später betont.

Regine versuchte zwar, ihn zu halten – Kierkegaard sah sich hingegen nicht in der Lage, eine Ehe zu führen und wollte Regine nicht in seinen inneren Konflikt hineinziehen, einen Konflikt, der eheliche Liebe und Sexualität auf einer anderen, einer natürlichen Ebene ansiedelte, während sich Kierkegaard selber in der Angst behaftet sah. Angst war für ihn dabei nicht die Angst oder Furcht im heutigen Sinn, sondern konnte sich in vielen Arten ausdrücken wie Schrecken oder auch der Melancholie, einem Zustand, der durch den Glauben überwunden werden konnte, in dem sich Kierkegaard allerdings selbst sah und aus dem er auch nicht herauswollte. Er machte Regine ihre natürliche Haltung zum Leben nicht zum Vorwurf – er konnte sie aber mit seinem Zustand auch nicht belasten.

In den folgenden Jahr(zehnt)en dachte er stets an Regine. Zunächst war er schwer deprimiert gewesen; als sie zwei Jahre nach der Trennung mit Fritz Schlegel, der schon vorher sein Nebenbuhler gewesen war, verlobte, ließ er sich –

glücklicherweise nur in den Tagebüchern – zu äußersten Beschimpfungen Regines hinreißen. Man kann diese Verwerfung wohl nur vor dem Hintergrund der inneren Kämpfe Kierkegaards verstehen, die durch die Trauer Regines über die beendetete Beziehung ausgelöst worden waren und die die Selbstvorwürfe Kierkegaards verstärkt hatten – eine Erklärung, die nur schwer nachzuvollziehen ist, sich aber aus der inneren Verfasstheit der persönlichen Existenz Kierkegaards ergeben könnte. Im übrigen sollte er Regine nie vergessen. Minutiös verzeichnet er noch in seinen letzten Jahren in den Tagebüchern die Nicht- oder Beinahe-Begegnungen mit ihr im Gottesdienst oder bei seinen täglichen Rundgängen durch die Stadt.

Nach philosophischen Studien in Berlin – er hörte dort Schelling – wandte sich Kierkegaard ab 1843 dem Verfassen von Büchern zu, die er aus eigenem Vermögen finanzieren konnte. Die ersten Werke waren im Grunde existenzphilosophische Auseinandersetzungen mit der Katastrophe mit Regine. In einem zweiten Zeitabschnitt ging es um die Auseinandersetzung mit der Zeitschrift „Der Corsar“, die Kierkegaard schwer angriff – weil er es selbst so herausgefordert hatte. In Karikaturen wurde Kierkegaard als Eigenbrötler und Egozentriker dargestellt. Dieser Konflikt führte ihn zu schwersten Verwerfungen der Presse.

In den letzten Jahren seines Lebens waren nicht mehr Regine oder „Der Corsar“ Anlass seiner schriftstellerischen Tätigkeit, sondern die Auseinandersetzung mit der dänischen Staatskirche. Bischof Mynster betrachtete die Werke Kierkegaards, die dieser ihm persönlich brachte, eher kritisch. Für Kierkegaard

wiederum stand Mynster mit seiner Synthese von Glaube und Vernunft im Zentrum seiner kirchenpolitischen Kritik. Vor allem Mynsters Klage, nur wenige Dänen seien Christen, widersprach nach seiner Ansicht der Konstitution der dänischen Staatskirche. Kierkegaard fand in den Predigten wenig Existentielles. Der Weg durch das Schuld- und Sündenbewusstsein zur unbedingten Gnade Gottes und damit durch Krise zur gnädigen Setzung der Liebe Gottes kam schlechterdings nicht vor, die Forderung des Evangeliums wurde gemildert und mundgerecht gemacht.

1850 hatte Kierkegaard in sein Tagebuch über einen seiner Gottesdienstbesuche bei Mynster geschrieben: „In der prächtigen Schlosskirche tritt ein stattlicher Hofprediger, der Auserwählte des gebildeten Publikums, vor einen auserwählten Kreis von Vornehmen und Gebildeten und predigt gerührt über die Worte des Apostels: Gott erwählte das Niedere und Verachtete. Und da ist keiner, der lacht!“ Das Fass zum Überlaufen brachte Bischof Martensen, als er 1854 Mynster bei dessen Beisetzung einen „Wahrheitszeugen“ nannte. Nun ließ Kierkegaard auf eigene Kosten die Zeitschrift „Der Augenblick“ drucken, die ausschließlich er selbst belieferte und in der er offen zum Kirchenaustritt aufforderte.

2. Sünde und Liebe im Licht der Biographie

In seiner ersten Schaffensperiode scheint sich Kierkegaard auf philosophische Schriften konzentriert zu haben. 1843 erschienen „Entweder – Oder“ und „Furcht und Zittern“, 1844 die „Philosophischen Brocken“ und „Der Begriff Angst“,

um nur einige Schriften zu nennen. Aber bereits in dieser Periode schreibt er auch schon „Erbauliche Reden“.

Grundsätzlich klärt er in dieser Zeit – um es kompakt zu sagen – die existenzphilosophischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen seiner Philosophie und Theologie. In den „Philosophischen Brocken“ von 1844 (die Übersetzung Hirsch’s ist deswegen undeutlich, da „Brocken“, im dänischen „Smuler“ eigentlich im Diminutiv als „Bisschen“ gemeint, im Deutschen auch mit schweren Steinen assoziiert werden könnten) geht er von der Suche nach der Wahrheit aus beziehungsweise der Frage, ob und wie man die Wahrheit lernen könne. Kierkegaard benennt dabei das Problem, dass nicht geklärt werden könne, wann und wo das Lernen nach der Wahrheit angefangen haben könnte. Sokrates habe diese Frage schließlich zu der Einsicht geführt, dass nur in der Wiedergeburt bzw. der Seelenwanderung der Grund für die Rekonstruktion von Wahrheit gefunden werden könne.

Kierkegaard lehnt diesen Gedankenweg ab. Wahrheit könne nur von oben gesetzt werden. Es könne nur „der Gott“ (nicht einmal wird Gott „Gott“ oder „Christus“ in den „Philosophischen Brocken“ genannt, nicht einmal in den ausdrücklich inkarnations- und kreuzestheologischen Abschnitten) Wahrheit setzen. Gleichzeitig lehnt Kierkegaard jede philosophische Reflektion über eine Notwendigkeit oder eine Folge aus einem Vorhergehenden ab. Hierzu finden sich die interessantesten geschichtsphilosophischen und hermeneutischen Schlussfolgerungen in den eigenen Fußnoten Kierkegaards zu den „Brocken“. [Er verweist darauf, dass ausgerechnet diejenigen Historiker, die in der Makrohistorie notwendige Entwicklungen

und Folgen feststellen, keine Prognosen für die Zukunft abgeben können, und dass umgekehrt ausgerechnet die Apokalyptiker, also eschatologische Deterministen, keine Historiker waren, sonst hätten sie leicht die Unmöglichkeit des Determinismus erkannt. Überflüssig zu sagen, dass nicht nur an dieser Stelle der offene Gegensatz Kierkegaards zu Hegel zu Tage tritt.]

Wenn die Wahrheit gesetzt wird und wenn gleichzeitig Wahrheit in der Geschichte nicht an einer Kette von Folgen oder der Kette von Notwendigkeiten erkannt bzw. hinreichend bestimmt werden kann, so kann auch „der Gott“ nicht an seinen welthistorischen Folgen erkannt werden.

Anhand der Situation der „gleichzeitigen“ Jünger und der Jünger in zweiter, dritter und weiterer Hand zeigt Kierkegaard auf, dass auch „der Gott“, man muss jetzt wohl direkt sagen: Christus nicht an seinen unmittelbaren Folgen und selbst nicht an seinem unmittelbaren Wirken erkannt werden kann. Der Jünger in der Gleichzeitigkeit meint hier: Jesus direkt sehen, hören, direkt von ihm belehrt werden in der Gleichzeitigkeit (Galiläas und Jerusalems) hat keinen einzigen Vorteil gegenüber dem Jünger, der Jesus während dessen Leben nur zwei Tage erlebt hätte, gegenüber dem Jünger, der erst in zweiter Hand von Jesus hört, gegenüber dem heutigen Jünger.

Denn „Gleichzeitigkeit“, im Kierkegaardschen Sinne nämlich das Hören auf Christus und das Stellen des Jüngers in das mögliche Ärgernis (die Verzweiflung an der Vergebung der Sünden) und den Glauben, geschieht unabhängig von der historischen Zeit, sie geschieht ebenso heute wie damals. Damals wie heute är-

gern sich Menschen an Christus, damals wie heute werden sie in die Entscheidung gerufen, damals wie heute glauben sie. Damit hat Kierkegaard wie keiner vor ihm deutlich erkannt, dass die Begegnung mit Christus zwar zum Glauben ruft, aber ebenso in das Ärgernis und die Ablehnung führt. Der Einzelne ist in die Entscheidung geführt; Christus wird ihm zur „Veranlassung“, sich selbst und Gott zu verstehen. Unverkennbar findet sich hier Calvins Diktum wieder, dass sich Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis bedingen; unverkennbar ist hier Bultmanns Existentialtheologie vorgebildet.

Eine der Spätschriften Kierkegaards, die „Einübung im Christentum“, aus der militant-kirchenkritischen Phase Kierkegaards, macht deutlich, dass Christus dabei nicht der Erhöhte ist. Es ist der Erniedrigte, der historische Jesus, der Gegenstand und Verursacher des Glaubens ist. Kierkegaard hat sich vehement gegen die Protagonisten der historisch-kritischen Bibelauslegung wie David Friedrich Strauß oder Bruno Bauer gewandt. Sie benutzten nach seinem Dafürhalten das Neue Testament nur als historiographischen Steinbruch und drangen nicht zur existentiellen Infragestellung ihrer eigenen Existenz durch.

Jesus stellt aber als Erniedrigter in die Entscheidung. In den Religiösen Reden, die Kierkegaard an das Ende seiner „Einübung im Christentum“ gestellt hat, kann er Erniedrigung und Erhöhung Christi dialektisch aufeinander beziehen: Man kann in der Gleichzeitigkeit mit Christus nicht nur den Erniedrigten und nur den Erhöhten haben. Denn Christus will aus der Hoheit alle zu sich ziehen. Aber er spricht es als Erniedrigter. Deswegen zwingt er auch nicht als Erhöhter unmit-

telbar zum Glauben, sondern stellt als derjenige, der erniedrigt, beleidigt, gekreuzigt wird, vor die Entscheidung des Glaubens. In einer der Religiösen Reden stärkt sich der Glaube am Bild Jesu, der den schändlichsten Tod aller Tode gestorben ist. Natürlich kann man dagegehalten, dass andere noch schändlicher gestorben sind. Aber der Superlativ des Leidens dürfte für den Glaubens keine historische oder phänomenologische Größe sein, sondern muss wohl hermeneutisch begriffen werden. Denn auch der historische Superlativ würde per se nicht in den Glauben, sondern wiederum nur in die Entscheidung führen.

Aber es ist eben nicht der Superlativ, der in die Entscheidung führt, sondern der Tod Christi, der – logisch betrachtet – eigentlich nur Ärger bereiten kann: „In dem Augenblick, da sich alle an ihm ärgerten, auch Petrus: war da nicht etwa, menschlich gesprochen, sein ganzes Leben umsonst! Er wollte aller Heiland sein, ganz buchstäblich aller – und es ärgerten sich alle an ihm, ganz buchstäblich alle! Und er hat es in seiner Macht, indem er sich ein wenig verändert, indem er in Beziehung auf seine geliebten Jünger das Leiden fernhält, die Möglichkeit des Ärgernisses zu beseitigen – aber dann ist er nicht der Gegenstand des Glaubens, dann ist er selbst von menschlichem Mitleid betrogen und wird zum Betrüger an ihnen. O, welche unergründliche Tiefe des Leidens für menschlichen Sinn: das Zeichen des Ärgernisses sein zu müssen, um des Glaubens Gegenstand zu sein!“ („Einübung im Christentum“ SV XII 100).

Um die Gleichzeitigkeit mit Jesus Christus in der Existenz des Menschen zu verorten, führt Kierkegaard den Be-

griff des Augenblicks ein, der nicht einen Punkt in einer Abfolge von Geschichte, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft meint, sondern den Punkt, an dem das Ewige das Zeitliche berührt. Es ist der Moment der Entscheidung, Gott zu vertrauen und so sich selbst in der eigenen Sündenbehaftigkeit und Gott in seiner Liebe zu begreifen. Kierkegaard kommt auch hierin der Theologie Luthers sehr nah, der ja in der Anfechtung (tentatio) zusammen mit Meditation und Gebet das Konstituens des wahren Theologen und in der Heidelberger Disputation eine theologia crucis als Theologie der Sündererkenntnis und des Weges von der Verzweiflung über das Kreuz in die Gnade durch Gott gegenüber einer theologia gloriae entwickelte, die von der Herrlichkeit Gottes in Schöpfung und Erlösung ausging. Luthers Wegmarken einer Verortung der Theologie und des Glaubens im Leiden Christi und in der Existenz des verzweifelten und glaubenden Menschen hat Kierkegaard existenzphilosophisch durchdekliniert und radikal individualisiert und verinnerlicht.

Dass er dabei philosophischer Systematik nicht abgeneigt war, zeigt seine Rede von den menschlichen Existenzweisen, die er bereits in „Entweder – Oder“ ausgearbeitet hatte. Dort beschrieb er zwei menschliche Existenzweisen, der er die religiöse hinzufügte: Der ästhetischen Existenz des Menschen, die ihn sein Leben unter den Kategorien des Schicksals, von Glück und Unglück begreifen lässt und durchaus auch religiöse Ausprägungen haben kann in Gestalt einer Schicksals- oder Naturreligion, folgt die ethische Existenzsphäre, die Kants Begriff des Sittlichen sehr nahe kommt. Hier erkennt der Mensch sich

selbst, aber auch den Selbstwiderspruch in seiner Existenz. Er erkennt gleichzeitig seine Verantwortung gegenüber der Welt und begreift auch seinen Abstand vom unendlichen Gott. Aber erst in der religiösen Existenzsphäre gelangt der Mensch zur Erkenntnis seiner Schuld vor Gott, seiner Sünde als Trennung von Gott und gleichzeitig zum Glauben.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass Schuld und Sünde hier nicht als moralische Kategorien verstanden werden dürfen, die als Kategorien eines moralisch-ethischen Katalogs oder eines universellen Urteils Gottes über der Menschheit zustande kommen. Schuld und Sünde gehören in den existentiellen Prozess des Menschen vor sich selbst und vor Gott, bestehen in Angst, Verzweiflung, die ihn schließlich in die Entscheidung führen, zu Gott zu finden, in ihm Trost und Halt zu finden.

In der „Krankheit zum Tode“ hat Kierkegaard dieses gerade nicht hamartiologische Verständnis der Sünde herausgearbeitet: Gegensatz der Sünde ist nicht die Tugend (also nicht die Ethik im heutigen Sinne, die Moral oder das Gesetz als moralische Forderung), sondern der Glaube als Überwindung der Verzweiflung und der Nicht-Erkennnis Gottes und des Selbst.

Wenn Kierkegaard Sünde nicht moralisch oder klassisch-hamartiologisch begreift und als Ziel der Predigt nicht die moralische Vervollkommnung der Hörer oder eine Vermittlung von Werten angibt, stellt sich trotzdem die Frage der Ethik: Hat das Tun rein gar nichts mit dem Glauben oder mit der Existenz des Menschen zu tun?

In seiner Auslegung der Geschichte von Isaaks Opferung in „Furcht und Zit-

tern“ spricht Kierkegaard von einer teleologischen Suspension des Ethischen. Abrahams Gehorsam ist mit allgemeinen Kategorien der Prüfung oder der Ethik nicht zu fassen. Abraham „ist als Einzelner höher geworden denn das Allgemeine. Das ist das Paradox, das keine Vermittlung duldet“ (SW IV 72). Zum Absoluten, d.h. zu Gott kann sich der Einzelne nicht durch die Vermittlung des Allgemeinen, des Ethischen verhalten, sondern nur im Paradox des Glaubens, der bereit ist, Gott wiederzugeben, was Gott einem aus freier Gnade geschenkt hat.²

„Furcht und Zittern“ ist aber keine ethische Schrift. Sie beantwortet unsere Frage nicht, wo das Verhalten des Menschen in der Welt und gegenüber seinem Nächsten zum Tragen kommt. In ihr meditiert Kierkegaard in letzter Konsequenz – und sicherlich auch in Bezug auf die eigene persönliche Erfahrung des Bruchs mit Regine, wie sich der religiöse Mensch, und das heißt immer der Einzelne, in seiner Beziehung zu Gott und zu sich selbst definieren kann.

Kierkegaard muss aber selbst gespürt haben, dass die Nächstenliebe in seinem Nachdenken zu kurz gekommen sein könnte. In „Der Liebe Tun“ siedelt er dann aber – mit seinen bisherigen grundlegenden Erkenntnissen kongruent – die Liebe nicht beim Liebenswerten an, sondern in der Begegnung des Liebenden mit den Menschen. Dabei ist noch nicht einmal die Beseitigung der Not das Ziel der Liebe, sondern die Barmherzigkeit des Liebenden, der auch im Geliebten die Liebe nicht erzeugt oder bewirkt, sondern sie dort vorfindet (SW XIX 241). Der Liebende ist von der zweckfreien Liebe Christi ergriffen; Liebe ist dadurch naturgemäß zweckfrei.

3. Kritik und Anwendung heute

Beeindruckend ist in Kierkegaards Philosophie, Theologie und Tätigkeit als religiöser Schriftsteller und zeitweiliger Kanzelredner die Kontinuität und Stringenz in der Beziehung der göttlichen Allmacht, die Kierkegaard nur als entäußernde Liebe begreifen kann, auf die Individualität und Subjektivität des Menschen. Im Verhältnis zu „dem Gott“ kann sich der Mensch in seinem Glauben noch nicht einmal auf die Verlässlichkeit historischer Überlieferung oder sogar unmittelbarer Begegnung mit „dem Gott“ verlassen, sondern hat sich in einem „Sprung“ in die augenblickliche Begegnung mit „dem Gott“ zu begeben, wobei der „Sprung“ Antwort des Menschen auf die „Veranlassung“ durch Gott ist, der den Augenblick schafft, der den Menschen aus seiner Einsamkeit und Selbstverkrümmung ruft und ihm durch seine Liebe erst die Möglichkeit schafft, sich selbst und Gott zu erkennen.

Hermeneutisch enthebt Kierkegaard den Christen aller Beziehung auf einen historisch oder schöpfungstheologisch vernunftmäßig oder per logischem Schluss wahrnehmbaren oder vermittelbaren Gott und stellt ihn in die existentielle Situation der Selbst- und Gotteswahrnehmung. Konsequenterweise würden damit heute im Namen der Kosmologie oder Naturwissenschaften vorgebrachte Angriffe gegen das Christentum oder Subtraktionsmodelle (man erhielte die Wahrheit, wenn man vom Glauben oder Aberglauben abstrahiere) Kierkegaard verfehlen. Umgekehrt müsste man aber auch anmerken, dass die Predigerin heute im Kierkegaard'schen

Sinne in einer unstatthafter Rolle wäre, wo sie die logische Kompatibilität des Glaubens mit kosmologischen und naturwissenschaftlich-anthropologischen Modellen behauptete oder vom Glauben her Forderungen an das heutige Weltbild oder den modernen Wertekanon stellen würde. Predigt ist bei Kierkegaard weder ethische Belehrung (ob im Bereich der individuellen oder Sozialethik) noch Aufklärungspredigt im Sinne einer sittlichen Hebung des Menschen. In der Predigt wird der Mensch vielmehr seiner eigenen Stellung vor sich selbst und Gott bewusst. Das Ziel der Predigt kann deswegen nicht Aktion oder Aufklärung des Menschen über Zustände in der Welt sein, sondern Ruf, den Augenblick wahrzunehmen und seine eigene Existenz im Licht der Ewigkeit zu begreifen, wobei die Ewigkeit jetzt nach dem Menschen greift und nicht im zeitlichen Eschaton.

Für die Predigt hieße Kierkegaards Forderung heute eine strenge Orientierung an der Situation des einzelnen Menschen, an seinen Sorgen, Ängsten, seiner Verzweiflung und seiner Trauer über andere und über sich selbst, seinen Zweifeln an Gott. In seinen letzten Lebensjahren hat Kierkegaard über Christus als Vorbild nachgedacht; ich konnte für den heutigen Vortrag nicht klären, inwieweit dies Auswirkungen auf sein Verständnis der Ethik hatte. Aber ich möchte nach allem, was ich heute vorgetragen habe, doch konstatieren, dass politische Predigt mit Minimal- oder Maximalforderungen an Kierkegaards Verständnis der homiletischen Situation ebenso völlig vorbeigehe wie eine Predigt, die den Menschen nicht in seiner Verlorenheit ernst nehme und ihn ebenso in seiner verzweifelten Situation wahrnehme wie

in der Kondezendenz des allmächtigen Gottes und Annahme des verlorenen Menschen durch den Gott der Liebe.

Predigt hieße zu Kierkegaards Zeit ebenso wie heute: in der existentiellen Situation des Predigers verantwortete Predigt. Kierkegaard hat in seinen Erbaulichen Reden nie von sich selbst erzählt, man merkt ihm aber die existentielle Durchdringung der Reden an. Kierkegaard arbeitet mit Wiederholungen, nochmaligem Durchdenken; oft beginnt er mit Beispielen aus dem Leben, die dem Duktus der Predigt entsprechen. Er fordert die Zuhörer zum Mitdenken auf; es versteht sich von selbst, dass seine Beispiele dann auch sitzen und nicht gekünstelt gelten. Diese existentielle Durchdringung der Predigt kann heute aber nicht nur standesethische Forderung an den Prediger sein. Die Predigerin müsste von der Kirche dazu auch in die Lage versetzt werden. Es fragt sich, ob die Vorherrschaft der Strukturen und der Debatte über sie dieser notwendigen Möglichkeit existentieller Durchdringung schon von der Zeit her zuträglich ist, wenn selbst Gemeinden ihre Pastoren mehr an Gruppenarbeit und Events messen als an „authentischer“ Predigt.

Es bleiben angesichts der Kierkegaard'schen Existentialdialektik und Homiletik aber auch Fragen offen:

1. Die letzte Phase des Lebens und der schriftstellerischen Tätigkeit Kierkegaards zeigt, dass die konsequente Konzentration der Theologie Kierkegaards auf die Subjektivität letztlich zu einer Ablehnung der Institution Kirche, zumindest in der ihm vorliegenden Form der Staatskirche, führte. Emanuel Hirsch macht zu Recht in der „Geschichte der

neuere evangelischen Theologie“ darauf aufmerksam, dass es aber gerade die Kirche ist, die die Botschaft Jesu von Nazareth weitergetragen hat und weiterträgt. Begegnung mit Christus bzw. die Wahrnehmung dessen, dass Christus zur Entscheidung ruft, ist nicht denkbar ohne Vermittlung durch verlässliche Instanzen.

2. Hinzu kommt, dass Kierkegaard in einer breiten Dichte innere Prozesse der Wahrheitsfindung durchdenken und beschreiben kann. Hinzukommen müsste aber das Nachdenken über die Prozesse der Vermittlung. Man könnte diese Probleme mit den theologischen Themenkreisen Schrift und Tradition, Wort Gottes und Verkündigung, aber auch hermeneutisch-kulturgeschichtlich mit den Phänomenen der Sprache, der Kommunikation, Traditionsbildung, Ritus beschreiben. Wie wird der Grund gelegt für die Möglichkeit, von Christus und seinem Anspruch zu erfahren?

3. Kierkegaard war ein anerkannter Kommunikator und Witzeerzähler in Cafés, guter, aufmerksamer und aufbauender Zuhörer selbst in den kleinsten Situationen auf der Straße – es wäre falsch, ihm eine gewisse Überheblichkeit über Menschen nachzusagen, die in einer ästhetischen oder ethischen Existenzsphäre behaftet blieben und nicht zu einer religiösen Existenz hindurchgeschritten sind. Aber ist in seinem Denken nicht auch die Gefahr, dass sich eine Innerlichkeit und subjektorientierte Wahrheit herausbildet, die unter anderem Vorzeichen zu einer gefährlichen Sonderexistenz führen kann? Nicht nur Barth und Bultmann haben von Kierkegaard gelernt und dabei bedenkenswerte Antinomien zu gefährlichen Tendenzen in Kirche und

Theologie bilden können. Die Namen der Herausgeber der ersten beiden umfassenden Kierkegaard-Gesamtausgaben führen in andere Richtungen: Christoph Schrenpf, der mit der Kirche brach – was in seinem Fall nicht zu moralischen Verwerfungen führen sollte –, dann aber Emanuel Hirsch, der – im Anschluss an seinen Lehrer Karl Holl und Kierkegaard – das Gewissen als die entscheidende Instanz menschlicher Glaubens- und Urteilsbildung betrachtete, aber in seiner Ablehnung der jüdischen Herkunft Jesu und seiner kirchenpolitischen und politischen Option für den Nationalsozialismus einer Ideologie diente, die einer Wissensbildung im christlichen und humanistischen Sinn völlig konträr stand.

Man kann diese Wirkungsgeschichte Kierkegaard nicht zum Vorwurf machen, aber sie zeigt auch, welche Sonderwege die Betonung der Subjektivität – wie im übrigen auch die Betonung der Gemeinschaft – mitunter gehen kann.

Zum Schluss möchte ich noch einem Unbehagen Ausdruck geben. Wenn Subjektivität die Wahrheit und gerade im Fall Kierkegaards die Biographie mit der religiösen und theologischen Existenz unmittelbar verknüpft ist, kann man auch in einem theologischen Vortrag letztlich nicht an der Frage vorbeikommen: Lässt sich gerade am Scheitern der Verlobung mit Regine ein Kriterium ablesen, das uns in die Lage versetzt, den theologischen Ansatz Kierkegaards kritisch zu reflektieren? Denn die Geschichte dieser Beziehung mit Verlobung, schneller Reue, brüsker Zurückweisung der Verlobten, stillem Leiden und dann dem Vorwurf der Untreue nach der erneuten Verlobung Regines lässt den Beobach-

ter ratlos zurück. Hätte man dem Denker Kierkegaard vielleicht einfach nur raten sollen: Betrachte nicht die Liebe als solche, sondern lass dich einfach lieben? Ist nicht Gott nicht nur derjenige, der sich dir im Paradox des Glaubens öffnet und dich ins Kreuz stellt, sondern auch derjenige, der sich dir in den Menschen und Gaben dieser Welt schenkt? Das muss ja nicht unbedingt zwangsläufig bedeuten, dass man den Glauben selbst zu einer bürgerlichen Innerlichkeit oder Stärkung der gesellschaftlichen Werteordnung verkommen lässt, sondern Gott als den begreift, der Gehorsam fordert, aber auch die Liebe – durch Regine – schenkt.

Vielleicht sind diese letzten Gedanken aber auch der Beweis, dass der Referent letztlich Kierkegaard doch nicht ganz durchdrungen hat.

Dr. Tim Unger, Wiefelsted

1 Den Mitgliedern beider Konvente danke ich für die anregende Debatte, die zu einigen Ergänzungen im Manuskript geführt hat. Die letzten beiden Absätze sind nach den Vorträgen entstanden.

2 Ganz anders kurz vor Kierkegaard Ludwig Feuerbach: Das Gute wird nicht durch Gott bestimmt. „Gott ist nur noch ein Name, ein Wort; das Wesen, der Begriff ist der ethische Begriff.“ Das Gute ist somit „in seiner absoluten Selbständigkeit zu denken“ (Ludwig Feuerbach, Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit (1838), in: ders., Gesammelte Werke IV, Berlin DDR 1967, S. 100; kursiv im Original). Zur Opferung Isaaks hätte Feuerbach also angemerkt: Hier ist das Gute verfehlt und ein Gott am Werk, der den Begriff des Guten nicht auf sich anwenden lassen kann.

„Jedes Kaff ein Pfaff“

Pfarrer Ingolf Scheibe-Winterberg



SIRIUS

1838 überquerte zum ersten Mal ein Dampfschiff den Atlantik. Es war die „Sirius“, ein hochseetauglich gemachter Küstenpostdampfer. Voll mit Kohle gepackt nahm der Raddampfer von Cork aus Fahrt in Richtung New York. Wegen böigem Wind und See-gang war wenige Meilen vor dem Ziel alle Kohle verfeuert. Tausende waren versammelt, als der Dampfer dennoch anlegte. Dabei bot das Schiff einen traurigen Anblick: Man hatte alles Brennbares, Teile der Takelage, sogar Planken und Mobiliar an Bord gesammelt und damit die Kessel beheizt. In einer amerikanischen Abenteuerfilmung trennt sich aus diesem Grund der Kapitän mit New York in Sichtweite sogar von seiner geliebten Holzpfeife.

In dieser Episode findet manche Gemeinde ein Grundgefühl ausgedrückt: Kirchliche Angebote und Gemeindebesuche werden eingeschränkt oder aufgegeben. Kirchenaustritte werden nachvollziehbar, wo

das Angebot vor Ort sich auf einen Gottesdienst im Monat beschränkt. Es wird improvisiert und ausverkauft, damit die Schaufeln sich irgendwie weiter drehen. Ehrenamtliche sind an den Grenzen dessen, was sie noch bereit sind zu übernehmen, Freude und Begeisterung weichen einem Pflichtgefühl. Kirchenaustritte werden nachvollziehbar, wo das Angebot vor Ort sich auf einen Gottesdienst im Monat beschränkt: Wenig Leistung für viel Geld. Es ist auch an der Zeit, auszusprechen, dass die Idee von Zentralgottesdiensten nicht funktioniert. Sie ist in der Realität nur ein Feigenblatt vor der Blöße, ein Vorwand, weitere Gottesdienste abzuschaffen. Ich habe keinen Zweifel, dass unser Kirchenschiff auf der Reise durch die Zeit einst im Hafen des Gottesreichs ankommt. Aber ich befürchte, dass es dann so trauriges Bild wie die „Sirius“ abgibt abgetakelt und ausgezehrt.

TITANIC

Auf der „Titanic“ arbeiteten 167 Heizer. Sie befeuerten 29 Kessel mit 640 t Kohle täglich. In jener Schicksalsnacht waren sie die eigentlichen Helden. Sie merkten sehr wohl, wussten, dass etwas nicht in Ordnung war, das Schiff auf offener See stoppte und der Bug sich langsam senkte. Aber sie hielten die Kessel bis zuletzt unter Feuer, damit die Generatoren Strom erzeugten für Beleuchtung und Funkanlage. Sie retteten damit Leben.

Dies ist ein düsteres Bild dafür, wie manche Hauptamtliche derzeit arbei-

ten: Das tun, was man nun einmal tun muss, damit das Licht nicht ausgeht und vielleicht ein paar Seelen gerettet werden. Arbeit und Tageswerk kann Trost sein, selbst dann, wenn die Schräglage stetig zunimmt: Hier, im Maschinenraum, im eigenen Bereich meiner Pfarrei, funktioniert zwar alles - aber insgesamt ist die Sache verloren - besser nicht dran denken. Nicht viel Arbeit, sondern dieser Schatten ihrer Vergeblichkeit macht Mitarbeiter kaputt. Es ist der „Highway to Burn out“.

Ich denke nicht, dass das Kirchenschiff ein Leck namens „Säkularisierung“ hat, an das man nicht herankommt, weil es unter der Wasserlinie ist und das letztlich zum Untergang führt. Meine Kirche hat schon Vieles überstanden. Es geht mir darum, Arbeit ohne Erfolg und Vision zu illustrieren.

IMPULS aus der WIRTSCHAFT

Wenn ein Unternehmen der Wirtschaft in die Krise gerät - weil der Absatz stockt, weil Kundschaft zur Konkurrenz geht, oder einfach weil die Zeiten sich geändert haben - dann gilt es, drei Dinge zu tun:

Kundenbindung - Personalentwicklung - Produktinnovation

Es ist das Gegenteil von dem, was wir seit Jahrzehnten betreiben: Getrieben von wachsender Angst vor schrumpfenden Zahlen werden immer größere Kirchspiele gebildet. Wir ziehen Personal ab, wo nur noch wenige Christen sind, statt es dorthin zu senden - und nennen dieses Einsparen „Strukturreform“ oder „Anpassung“.

Personalentwicklung bedeutet in der Praxis meist Personaleinsparung. Personalkosten sind die umfangreichste Position im Finanzplan und die Versuchung, gerade dort einzusparen, ist groß. Zuweilen ist es freilich sinnvoll, dort wo Prozesse automatisiert werden können.

In unserer „Firma“ ist ein Weniger an Personal fatal, weil die Begegnung von Mensch zu Mensch und Bindung erschwert wird. Reform geht anders.

Die Idee ist, Kirchgemeinden im ländlichen Raum wieder mit mehr Pfarrern auszustatten. Nicht für jedes Dorf, aber in überschaubaren Bereichen. Drei, höchstens vier kleinere Ortschaften sollen jemanden haben, der dort einen geistlichen Dienst tut. Dazu gehören Seelsorge, Besuche, Unterricht, wöchentliche Gemeindegottesdienste und Gottesdienste mitsamt Sakramentsverwaltung. Es ist das, was eine Gemeinde erwarten darf, worauf sie auch ein Recht hat. Dem Pfarrer der Hauptgemeinde des Kirchspiels bleibt weiterhin die Verwaltung aller Filialen. Er hat Dienstaufsicht über den „Ortspfarrer“ mit beratenden Aufgaben. Er versieht seinen pastoralen Dienst wie bisher in seinem Kirchspiel, allerdings nun in weniger Gemeinden und damit ebenfalls in einem überschaubaren Bereich.

Aus dieser Entlastung möge Kreativität entstehen für das, was mit Produktinnovation gemeint ist. Produktinnovation bedeutet mehr, als den Luthertext erneut zu revidieren, im Gesangbuch einmal ein Lied aus den 1980ern aufzunehmen oder eine Gottesdienstliturgie in gerechter Spra-

che einzuführen. Ich stelle mir darunter eine zeitgemäße und mutige Form der Verkündigung vor, vermittelt in ablesbarer, ausstrahlender Freude eines Hauptamtlichen, der für seine Gemeinde da ist.

Man kann das Amt des Archidiakons oder Pfarrvikars neu beleben oder eine neue Bezeichnung erfinden. Ich nenne ihn hier „Ortspfarrer“. Er oder sie soll für die Menschen ganz intuitiv als „unsere Pastorin“, „unser-Pfarrer“ wahrgenommen werden.

Es braucht MENSCHEN

Personal wird gegenwärtig in vielen Branchen (Lehrer, Ärzte, Polizei, Bahn) gesucht, teils mit aufwendigen Kampagnen. Davon kann man lernen. Eine naheliegende Möglichkeit für uns ist die Zurüstung von Menschen vor Ort durch Weiterbildung. Eine weitere die Anwerbung aus Landeskirchen, die einen Pfarrerüberschuss haben. Auch sind unter Theologiestudenten, die zwar an akademischen Anforderungen scheitern, vermutlich einige, die an dieser Stelle das finden, weswegen sie sich einst für diesen Beruf entschieden hatten.

Es soll vor allem jemand sein, der den Alltag der Menschen teilt, die Einwohner kennt, kommunikativ ist, Kontakt zu ansässigen Vereinen (Heimatverein, Feuerwehr, Karneval, Bürgerinitiativen) pflegt und von der Kirche angemessen bezahlt wird.

Es braucht GELD

Alles ist finanzierbar, wenn man etwas wirklich will (Eigenheim, Motorrad, Mondlandung) oder notwendigerweise tun muss (Dachreparatur, Tan-

ken, Rücken-OP). Ich befürchte, dass Letzteres der Fall ist. Ich weiß nicht, was das kostet.

Jedes Kaff ein Pfaff !

Wenn ich von 80.000 Euro Jahreskosten eines Pfarrers ausgehe, kann man das Programm mit 400.000 Euro pro Kirchenkreis umsetzen, vielleicht weniger, wenn „Ortspfarrer“ mit 75% eingestuft werden. Wenn man etwas aufbauen will, muss man eben mal ein paar Millionen ausgeben - als Investition in die Zukunft, mit der Hoffnung auf Ertrag. Mancher saure Apfel erweist sich im Nachhinein als süß.

Es braucht ZEIT

Wir sollten mit einem Modellversuch beginnen und einen beliebigen Kirchenkreis mit sieben zusätzlichen Pfarrern ausstatten. Wo diese örtlich und sinnvoll eingesetzt werden, entscheidet die Kreissynode. Ziel soll sein, geistliches Leben zu stabilisieren und durch Präsenz und Beziehung den Mitgliederschwund zu stoppen. Mit der Arbeit in überschaubaren Bereichen entsteht sowohl für den „Ortspfarrer“ als auch für den „Filialpfarrer“ einen Freiraum für „Kundenbindung“ und „Produktinnovation“. Es wird den Trend der Säkularisierung nicht aufhalten. Aber es ist das, was Gemeinde erwarten darf und was unser Kerngeschäft ist. Wenn das Modell greift, wird es je nach finanziellen Möglichkeiten von Kirchenkreisen und Landeskirche auf drei weitere Kirchenkreise pro Jahr ausgeweitet, sodass der Haushalt nicht plötzlich, sondern allmählich belastet und umgebaut wird. In diesem Zeitrahmen sollte auch die Anwerbung und Zurüstung von Mitar-

beitern realistisch sein.

Entgegen kommt dabei, dass es noch Reste von volksskirchlichen Strukturen gibt - oder zumindest die Erinnerung daran. In den meisten Dörfern sind Kirchgebäude und Orgeln mittlerweile in einem guten Zustand - kurz gesagt: Es ist ein guter Zeitpunkt und eine Chance: Wo sich Konsum, Post, Feuerwehr, Kneipe und Sparkasse aus den Dörfern zurückgezogen haben, werden kirchliche Angebote allein deshalb schon fruchtbaren Boden finden.

Es mag sein, dass auch mehr Personal die allgemeine Entkirchlichung nicht aufhält. Aber sicher ist, dass kirchliches Leben ohne Ansprechperson vor Ort ganz zum Erliegen kommt. Unser Pfund ist die Person, die Beziehung aufbaut, Gemeinschaft und Begegnung ermöglicht, auch in Konflikten vermitteln kann, verlässlich da ist und Zeit hat - für die Seele der Menschen und des Ortes.

SCHLUSS

Ich habe diese Überlegung mit der Illustration eines Gefühls begonnen und vermieden, es theologisch aufzuladen. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als eine Kurskorrektur unseres guten alten Kirchenschiffs. Es ist kein Raddampfer und keine Titanic. Es ist ein Clipper, der von unsichtbarer Kraft bewegt werden will. Lasst uns also aus der Kohle aussteigen, Masten setzen und Segel bauen. Die Heizer sollen an Deck kommen, damit sie in der Takelage herumklettern und Ausschau halten: Nicht nach Indien, sondern nach einem neuen Kontinent.

NACHWORT

Angeregt hat mich das Memorandum „Reformation in der Krise. Wider die Selbsttäuschung“ von Friedrich Schorlemmer und Christian Wolff (2017). Dazu kommt die Erfahrung, dass große Kirchspiele, meist noch mit einer Vakanzvertretung, zu Lasten seelsorgerlicher und kreativer Arbeit eines Pfarrers gehen. Es ist absurd, wenn ich bei einer Trauerfeier rede, und immer öfter der einzige bin, der den Verstorbenen nie kennengelernt hat.

Ein Gefühl von Überforderung, wie es viele andere Kollegen kennen, habe ich nicht. Ich teile mir eine Pfarrstelle mit meiner Frau. Dazu kommt, dass im Kirchenkreis Schleiz vergleichsweise paradiesische Zustände herrschen: Gemeinden mit 50 Prozent Kirchenmitgliedern und funktionierende Volkskirche machen die Arbeit attraktiv. Aber selbst hier fallen Kollegen durch Überlastung aus und Vakanzen ziehen sich über Jahre hin. Was bleibt dann übrig, als „Dienst nach Vorschrift“ zu machen? Aber wollte ich nicht ursprünglich das Reich Gottes verkündigen? Ich möchte in einer „Firma“ arbeiten, wo irgendwo etwas aufwärts geht und wächst, erlebe aber stattdessen Rückzug und Mangelverwaltung. Was ich beklage, ist die Gefangenschaft in Sachzwängen und das Fehlen einer Vision. Die Niederschrift der Idee an einem Abend vor dem Reformationsfest hat mir wieder Motivation verliehen: Ja, so kann es weitergehen. So kann dieser Beruf wieder Freude machen.

„Jedes Kaff ein Pfaff“ ist mehr als ein Aufschrei gegen weitere Stellen-

streichungen. Es ist durchaus ernst gemeint und ich möchte, dass darüber in Kirchenleitung und Gemeinden diskutiert wird. Wie man das am Ende finanzieren soll - das wird sich dann schon finden. Und wenn alles scheitert, haben wir uns einmal etwas getraut.

Nach einem halben Jahr ist mir aufgegangen, dass „Kaff“ bei all seiner begrifflichen Rotzigkeit und des Reimes wegen doch ein gut gewählter Begriff ist: Es ist ein Konzept für den ländlichen Raum. Städte müssen ihr eigenes finden - mehrere Zielgruppen bedienen und alternative Gottesdienste anbieten. Auf dem Dorf und in der Kleinstadt jedoch ist es nunmal der Pfarrer, der Kirche verkörpert und vor allem in seiner Menschlichkeit und Beharrlichkeit geschätzt wird. Sogar manche Schrullen werden ihm nachgesehen, solange er sich am Dorf und den Bewohnern interessiert zeigt und für jeden ansprechbar ist. Ich bin sicher: Persönliche Beziehung ist der Schlüssel für Gemeindeaufbau. Im Nachhinein bin ich darüber erschrocken, wie erkonservativ dieses Konzept ist. Es ist alles andere als neu, so war es schon einmal. Es ist also in der Weiterarbeit zuerst zu fragen, ob die Diagnose (Sirius und Titanic) geteilt wird und ein paar Hauptamtliche pro Kirchenkreis (7-Master-Segelschiff) das geeignete Rezept sind. „Jedes Kaff ein Pfaff“ gab es ja schon einmal bis kurz nach der Wende, als man mit den Einsparungen begonnen hat. Sind damals und heute vergleichbar? Man kann auch entgegenhalten, dass eine Restitution hinderlich ist, wo Neues wachsen will. Gegenwärtige

Überlegungen legen nahe, sich von Amt, Parochie und Gebäuden endlich zu verabschieden. Es ist nur eine Vermutung, dass gerade diese drei unsere Chance sind. Und ich frage mich: Wie nennt man das gleich, wenn sich eine Institution auf ihre alte Form besinnt?

*Pfarrer Ingolf Scheibe-Winterberg
Aus. Hannoversches Pfarrerbblatt 3/2018
mit freundlicher Genehmigung des Verfassers*

Ingolf Scheibe-Winterberg (49) stammt aus einer Pfarrerrfamilie im Kreis Ilmenau, Thüringen. Nach dem Theologiestudium in Jena war er zehn Jahre in Saalfeld tätig. Seit 2006 ist er Pfarrer in Schleiz/ Thüringen. Daneben hat eine Beauftragung zur Seelsorge an Motorradfahrern.

Seine Überlegungen und Vorschläge verstehen sich zunächst aus der Situation der Kirchen im Osten Deutschlands. Aber auch in den Westkirchen läuft der Rückzug aus der Fläche.

Scheibe-Winterberg - so verstehe ich ihn - geht es vor allem darum, dass mutige und auch phantasievolle neue Schritte versucht werden, weg von dem zerstörerischen Weg der ständigen Ausdünnung und Zentralisierung zurück zur Nähe zum Menschen.

Wie solche Schritte aussehen können, da wird man über viele Modelle nachdenken und auch diskutieren müssen. Aber das von ihm geforderte Umdenken sollte endlich beginnen.

*A. Buisman
Schriftleiter des Hann. Pfrblatts*

Aus dem Leben im Kirchenkreis Mecklenburg



Seit 2019 gilt im Kirchenkreis Mecklenburg der neue Stellen- und Strukturplan, der sowohl die äußeren Strukturen als auch die Mitarbeiter-

strukturen, in denen in den Kirchengemeinden gearbeitet werden soll, regelt.

Er ist in Sachen Gemeindegliederzahl bezogen auf eine Vollbeschäftigeneinheit (VBE) modifiziert worden. Das bedeutet, es wird unterschieden zwischen Oberzentren, hier werden 750 Gemeindeglieder für eine VBE angesetzt, bis hin zu dünn besiedeltem ländlichem Raum (>50 Einwohner / km²), hier werden 500 Gemeindeglieder für eine VBE zum Ansatz gebracht. Für Mecklenburg-Vorpommern wird im statistischen Mittel eine Kirchenzugehörigkeit in der Bevölkerung von 16 % angesetzt. Für die Region, in der ich lebe, sieht es konkret so aus, dass im Amt Güstrow Land 29 Menschen pro km² leben. Das heißt, es finden sich 5 Gemeindeglieder auf den km². Brauche ich 500 Gemeindeglieder für eine VBE, bin ich bei 100 km² Fläche.

Eine Vollbeschäftigeneinheit ist in der Gemeinschaft der Dienste aufgeteilt in: 52% pastorale Dienstanteile, 24% gemeindepädagogische Dienstanteile, 14% Kirchenmusik und 10% für Küster und Büro.

Wenn eine 100% Stelle für den pa-

storalen Dienst herauskommen soll, benötigt man rein von den Zahlen her ca. 1000 Gemeindeglieder, die auf einer Fläche von 200 km² zu finden sind. Auf diesem Gebiet gilt es dann, die Arbeit in den Dörfern zu organisieren und zu gestalten.

Als ich mich zu Beginn meines Dienstes in der Mecklenburgischen Landeskirche der Landesbischof 1982 in meine erste Gemeinde entsandte, sagte er zu mir: Wir geben ihnen eine unserer größeren Gemeinden. Es waren zwei. Mit fünf Kirchen, verteilt auf dreizehn Dörfer. Da zucken heute manche Brüder und Schwestern mit den Schultern, weil sie anderes kennen. Im Kirchenkreis Mecklenburg gibt es z.B. eine Gemeinde (Schönbeck-Kublank, verbunden) mit 12 Kirchen verteilt auf 24 Dörfer. Dass zu den Kirchen oft Friedhöfe gehören, die es zu pflegen gilt und die Kirchen als Gebäude auch irgendwie baulich erhalten sein wollen, versteht sich von selbst. Doch sind diese Kirchen vor allem geistlich Räume, von den Generationen vor uns auf uns überkommen und geprägt. Wie damit umgehen, wie sie geistlich füllen?

Dass es hier verschiedene Modelle und Versuche der Gestaltung gibt ist bekannt: Es gibt Gemeindeverbände, Teilregionen, Zusammenarbeit in den Regionen. Es bleibt der vermehrte Aufwand an Zeit und Wegen, dies zu organisieren. Es bleibt der Anspruch vieler von uns, den Menschen in den Gemeinden gerecht zu werden, sie im Blick zu behalten und ihnen die frohe Botschaft nahe zu bringen und sie seelsorgerlich zu begleiten. Kann dies in diesen

Strukturen gelingen ohne vor der Fülle und Weite zu resignieren oder daran zu zerbrechen? Mir persönlich hat es bei Neuanfängen und Veränderungen im Dienst geholfen Strukturen zu suchen und zu finden. Schwerpunkte zu setzen, auch in dem Bewusstsein, anderes dann lassen zu müssen. Mein Glück war, dass ich damit nicht allein geblieben bin. Sei es, dass ich mir Hilfe gesucht habe oder sie von meiner Kirche eingefordert habe oder dass wir auch manchmal unbotmäßige Entscheidungen in der Gemeinde getroffen haben mit dem, was zu tun und zu lassen ist.

Dabei ist mir die Freude an meiner Arbeit nicht abhanden gekommen. Und dies denke ich gilt auch in der aktuellen Situation. Es gilt besonders für die, die neu in den Dienst kommen, aber wohl für alle, die in diesen Strukturen frohen Herzens ihren Dienst tun wollen und sollen: Kirchenleitend von den Zumutungen des Amts nicht schweigen, Möglichkeiten der Begleitung und Entlastung anzubieten und bereit zu halten. Bedingungen sowohl des Lebens und des Arbeitens zu schaffen, dass Familien sich wohlfühlen und Familienleben auch seinen Platz hat. Von Seiten der Konvente: dass sie nicht nur Zusammenkünfte von Dienstabsprachen sind, sondern Orte der Geschwisterlichkeit, warum nicht mal einen gemeinsamen Ausflug oder Fest? Und von Seiten der Gemeinde: Auf das zu schauen was an Gaben und Möglichkeiten in ihnen steckt und eingebracht werden kann. Auch angstfrei Schwerpunkte zu setzen und manches auch zu lassen - ja, auch Gebäude wenn es sein muss -, ohne ein schlechtes Gewissen zu ha-

ben. Wobei gerade hier wiederum eine Begleitung durch die kirchenleitende Ebene notwendig erscheint um zu entlasten.

Es erscheint abschreckend und ver- schreckend, die Vielfältigkeit der Anforderungen und Aufgaben auf dem Hintergrund eines spärlich besiedelten Landstriches der zunehmend durch Kirchenferne geprägt ist. Aber ist es nicht eine Chance, die Aufgaben und Existenz als Kirche in dieser ganz konkreten Situation neu zu denken und zu gestalten? Ich erlebe zunehmend junge Pastorinnen und Pastoren, die sich mit Elan und unverstellt dieser Aufgabe stellen, weil sie das Gefühl haben, hier gestalten zu können. Das lässt hoffen und macht neugierig auf die Zukunft unserer Kirche in unserem Land.

Ich gebe gern zu, manches, von dem ich schreibe erscheint nicht neu. Ist sicher an mancher Stelle ausprobiert oder wird längst gelebt. Und doch, es treibt um. Wir kommen nicht umhin uns dem immer wieder zu stellen und darüber im Gespräch zu sein und manches mit Hartnäckigkeit einzufordern oder/ und uns selbst abzuverlangen.

Deshalb wollen wir auch bei den Regionaltreffen unseres Vereins am 22. Oktober in Penzlin, Pfarrhaus Speckstr. 14, am 29. Oktober in Schwerin, Münzstr.8 und am 5. November Kröpelin, Am Kirchenplatz 3 jeweils ab 10 Uhr mit einander, mit verschiedenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus der Gemeinschaft der Dienste sowie der Leitungsebene ins Gespräch zu kommen.

*Pastor i. R. Matthias Ortmann, Güstrow,
1. Beisitzer*

Aus dem Verein der Pastorinnen und Pastoren in Pommern

Pommerscher Evangelischer Pfarrverein e.V. - Der Verein informiert-



Liebe Mitstreiter im Verein und liebe Leserschaft des FORUM,

der bevorstehende Pastorenmangel beschäftigt derzeit auch den Pommerschen Kirchenkreis. Als Pfarrverein haben wir dazu im Frühjahr – nach längerer Zeit mal wieder - ein Pfarrforum veranstaltet. Pastor Andreas Kahnt, Vorsitzender des Verbandes ev. Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland, hielt dazu ein wohlthuendes Impulsreferat. Es legte an verschiedenen Stellen die Befürchtungen aus der Pastorenschaft gegenüber einer neuerlichen Regionalisierung offen. Das vieles auf sie abgeladen werde. Und zuletzt mahnte er daher einen wertschätzenderen Umgang auch gegenüber Pastorinnen und Pastoren an.

Das ist gut und richtig, aber es löst natürlich nicht die bevorstehenden Herausforderungen. Der Kirchenkreis Pommern hat mittlerweile alle Gemeinden gebeten, sich in Regionalgruppen zusammenzufinden. Hier soll ausgelotet werden, wie eine „Optimierung der Zusammenarbeit“ mit weni-

ger Pfarrpersonen aussehen kann. Die Regionen wurden zunächst vom Kirchenkreis vorgegeben, allerdings können sich einzelne Gemeinden, die sich nicht angemessen berücksichtigt fühlen, auch anderen Regionalgruppen anschließen. Anders als in Mecklenburg ist diese Form des Prozesses deutlich stärker vom Pfarrstellenschlüssel her gedacht. Pfarrstellen sollen nicht wegfallen, nur eben nicht wiederbesetzt werden. In der Praxis dürfte das keinen Unterschied machen. Die ersten Treffen der Regionen dürften jetzt überall stattgefunden haben. Sie haben aber nicht viel Zeit, da sie bis Ende Januar 2020 Vorschläge zur künftigen Pfarrstellenverteilung machen müssen. Beteiligt sich eine Kirchengemeinde nicht, wird der Kirchenkreisrat der Synode einen Vorschlag machen. Einen solchen Zeitdruck aufzubauen, kann man zumindest kritisch gegenüber stehen.

Es gibt ein zweites Thema, das den Pfarrverein beschäftigt. Auf der Mitgliederversammlung im April 2019 stand die Frage nach einem Zusammenschluß des Mecklenburgischen und Pommerschen Pfarrvereins auf der Tagesordnung. Demnächst wird es im Sprengel Mecklenburg-Vorpommern nur einen Sprengelbischof geben. Und der Pfarrernachwuchs fragt sich zunehmend, weshalb es in einer Landeskirche mehrere Pastorenvereine gibt. Das sind Überlegungen, die

zu einer stärkeren Anfrage nach einer Vernetzung führen. Dagegen spricht, dass es innerhalb der drei Pastorenvereine in der Nordkirche, schon jetzt eine gute Zusammenarbeit gibt. Warum also etwas ändern? Die Mitgliederversammlung hat nun aber eindeutig angeregt, dass die Vorstände der beiden Vereine in Mecklenburg und Pommern, Gespräche zu einem Zusammenschluß führen mögen. Die Gespräche wurden in einer sehr herzlichen Atmosphäre geführt. Das Ergebnis ist in eine neue Satzung geflossen und soll den Mitgliedern am 24. Oktober auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung vorgestellt werden. Falls es daraufhin zu einem Zusammenschluß kommt, kann am selben Tag ein neu zu wählender Vorstand seine Arbeit aufnehmen. Die offizielle Einladung folgt noch, aber

merken kann sich jeder schon heute: Donnerstag, 24.10.2019 von 10-15 Uhr in Tribsees.

Auch dieses Jahr darf ich wieder zu einem Sommerfest einladen. Jede/r ist herzlich eingeladen, zum Klönen und Essen und mit der Familie. Auch dieses Jahr wird das Sommerfest wieder in Tribsees stattfinden, und zwar am 23. August 2019 ab 15.30 Uhr.

Vielleicht sehen wir uns ja wieder, ich freue mich und grüße auch im Namen des gesamten Vorstandes.

*Axel Prüfer, Vorsitzender des Pommerschen Evangelischen Pfarrvereins
Zum Schildetal 1, 19260 Vellahn
OT Camin
Mobil: 0177 7444593 /
Dienstlich +49 38843 829200*

Notizen aus Lettland

von Helmut Brauer

1. Theologische Fakultät



Dekanin der Fakultät ist Frau Prof. Dr. Dace Balode. Ihr Hauptfach ist neutestamentliche Theologie. Durch ihre Wiederwahl zur Dekanin vom 15.

Mai wird sie auch in den nächsten 4 Jahren die Geschicke der theologischen Fakultät lenken. Im Mai 2018 wurde sie als Pastorin der lettischen

Auslandskirche ordiniert. Außerdem ist sie Vorstandsmitglied im Theologinnenkonvent.

Sie sagt herzlich danke für die vom VPPN gegebenen 2 Stipendien in Höhe von 6.000 EUR. Auf ihr Betreiben sind wir aufgenommen in den Kreis der langjährigen Sponsoren der Uni. Die begeht seit Ende September 2018 ihr 100jähriges Jubiläum und gibt aus diesem Anlass ein Buch mit den langjährigen Unterstützern der Universität Lettlands heraus.

Warum unterstützen wir die Theologische Fakultät der Universität Lettlands? Unsere Antwort im Jubiläums-



buch: *„Nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ begannen die Kontakte des Vereins der Pastorinnen und Pastoren in Nordelbien e.V. (VPPN) mit der theologischen Fakultät der Universität Lettlands. Der VPPN sah es als wichtige Aufgabe an, die wissenschaftliche Theologie an der Universität zu stärken und Studierenden das Studium zu ermöglichen durch die Ausgabe von Stipendien seit 1995. Wir beglückwünschen die Universität zu 100 Jahren Lehrtätigkeit und sind stolz, einen bescheidenen Beitrag zu leisten für die Freiheit der Wissenschaft und des Geistes in Lettland.“*

Zusatz der Fakultät: *„Der Verein VPPN ist in Deutschland mit dem Ziel gegründet, die Gemeinschaft der Mitglieder zu fördern, Ideen durch gemeinsame Ausbildung und Zusammenarbeit in der Mission der Kirche zu teilen. Der VPPN hält immer noch gute Kontakte mit der Lettischen Theologie und den Lehrern, und unterstützt weiterhin Studenten und Studentinnen der Theologischen Fakultät. Gemeinsam mit unseren Stipendiaten sagen wir danke für die langfristige Zusammenarbeit und Unterstützung!“*

Die Stipendiaten für 2019/2020 werden im Oktober bestimmt. Wir werden sie in der Dezemberausgabe mit Bild im FORUM vorstellen..

2. Kinderheim Zvannieki

Das von Prof. Calitis gegründete Kinderheim Zvannieki ist stolz darauf, eine offizielle Beratungsstelle für Kinderpflegschaften in Lettland geworden zu sein. Es werden Beratungen und Vorträge angeboten, die vom Staat unterstützt werden und viele Eltern nach Zvannieki kommen lassen.

Zvannieki hat sich auch als Kirchengemeinde gegründet und sich der lettischen Auslandskirche angeschlossen. Ihr Pastor ist Ivo Rode, der Schwiegersohn von Prof. Calitis.

Die Gottesdienste für die Mitglieder der „Zvanniekifamilie“ und die Gemeindeglieder aus der Umgebung finden in der grundlegend renovierten



Halle statt. Die Kinder sind selbstverständlich zum Abendmahl zugelassen und bekommen statt Wein Milch mit Honig, die verheißenen Gaben des gelobten Landes Kanaan.

Prof. Calitis hat eine schwere gesundheitliche Krise durchgemacht und ist auf dem Weg der Besserung. Alle in Zvannieki hoffen auf eine vollständige Genesung - ebenso wie die Theologische Fakultät, für die er eine tragende Säule darstellt.

3. LELB und LELBAL

Die einheimische Lutherische Kirche Lettlands (LELB, **Erzbischof Janis Vanags**) und die Lettische Lutherische Kirche im Ausland (LELBAL **Erzbischöfin Lauma Zušēvica**) tun sich sehr schwer, miteinander umzugehen. Die LELBAL richtete sich 1944 nach der Ausweisung ihres damaligen Erzbischofs Grinbergs nebst Verwaltung durch viele Gemeindegründungen im Ausland auf eine lange Zeit im Exil ein. Gleich nach der Wende 1991 fanden Gespräche über ein Zusammengehen beider Kirchen statt (so wie es Estland vor einigen Jahren realisiert hat). Es kam aber bis heute zu keinem Zusammenschluss beider lettischen lutherischen Kirchen, vielleicht, weil es zu Anfang von beiden Seiten - aus unterschiedlichen Gründen - für nicht möglich gehalten wurde.

Nun hat die Auslandskirche im Mai 2016 eine Propstei mit Synode in Riga gegründet. Dadurch hat die LELBAL ihren historischen Anspruch sichtbar geltend gemacht, auch lutherische Kirche in Lettland sein zu wollen und zu dürfen.

Durch die Anwesenheit der LELBAL in Lettland ist das Gespräch miteinander dringlicher geworden - auch die Suche nach einem Weg zu einer gemeinsamen lettischen lutherischen Kirche für Lettland und das Ausland.

Politisch ist erschwerend, dass im Augenblick die Auslandskirche keine staatliche Registrierung als Religionsgemeinschaft erhalten kann, weil sie erst eine Mindestanzahl von 10 Gemeinden in Lettland nachweisen muss, um registriert werden zu kön-

nen (im Moment sind es erst 7). Lettland hat aber gerade (Juli 2019) einen neuen Präsidenten und eine neue Regierung bekommen. Die Zeichen stehen günstig, dass die Voraussetzung für eine Registrierung geändert werden könnten.

Sollte das entsprechende Gesetz tatsächlich beschlossen werden, hätte die Auslandskirche einen ganz anderen Stand in Lettland und könnte sich anders entfalten und sich bewusster werden, was ihre Aufgabe in Lettland ist. Die Kirche im demokratischen westlichen Ausland hat eine andere Entwicklung genommen als die Heimatkirche unter der sowjetischen Diktatur. Das über die Jahre unterschiedlich gelebte Verständnis von Luthertum und Kirche könnte als Bereicherung gesehen werden, erschwert aber eine Annäherung ungemein.

Die LELB unter Janis Vanags versteht sich als die einzig wahre lutherische Kirche in Lettland, deren erklärtes Ziel es ist, konservativ zu sein und zu bleiben gegen die „liberalen“ Gefahren aus dem Westen. So erklärt sich auch das Verbot der Frauenordination von 2016 durch die Verfassung - ein stark trennendes Element für ein Zusammengehen. Die Auslandskirche praktiziert selbstverständlich seit Jahren die Frauenordination und wird von einer Erzbischöfin geleitet.

Unabhängig von der Frage, welche der beiden Kirchen juristisch gesehen die Rechtsnachfolgerin der lettischen Vorkriegskirche ist: Beide Kirchen mit ihren stark unterschiedlichen Strukturen existieren nun mal und haben eine gemeinsame Verantwortung zum Ruf in die Nachfolge Jesu.

Es bleibt Aufgabe, im Gespräch zu bleiben, um einen Weg zur einer gemeinsamen Lettischen Evangelischen-Lutherischen Kirche zu finden. Zumindest um zu einem tragbaren Nebeneinander - besser- Miteinander zu kommen.

Im April hat ein Gespräch zwischen Delegierten aus beiden Kirchen stattgefunden. Das soll fortgesetzt werden, auch wenn schnelle Ergebnisse nicht zu erwarten sind. „Im Moment geht nichts anderes, als miteinander zu reden“, sagte ein Mitglied der LELBAL. .

4. Die Kirche in Aizpute

Es erregte Aufsehen und ging durch die lettische Presse: Das Konsistorium der LELB hat den Prozess gegen die Gemeinde Aizpute in höchster Instanz verloren. Nach mehrjährigen Prozessen hat das Gericht für die Gemeinde entschieden, dass ihr die Kirche und alle anderen Eigentümer gehören und nicht dem Konsistorium d.h. nicht der LELB.

Zur Vorgeschichte:

Die St. Johanniskirche ist die älteste Kirche in Kurland, sie ist 1254 gegründet. Ihr Pastor Sigurds Sprogis wurde 1990 unter Erzbischof Gailitis mit den drei Filialgemeinden Cirava, Snepele und Valtaiki aus der Lettischen Kirche ausgeschlossen, weil Sprogis und die Gemeinden die Zustimmung zu der damaligen Verfassung verweigerten. Schon damals war Thema, wem die Gemeindeeigentümer gehören.

Sprogis hat seitdem die vier „autonomen“ Gemeinden, wie man sie nannte, geleitet. Seine Erwartungen,

dass es zu einem Gespräch der Verständigung mit dem Konsistorium käme, haben sich nicht erfüllt..

Als Pastor Sprogis am 4. April 2013 ganz plötzlich verstarb, geriet die Gemeinde Aizpute unter starken Druck des Konsistorium und durch Erzbischof Vanags. Man wollte die Gemeinde bewegen, sich der LELB wieder anzuschließen und die Kirche samt allen anderen Gemeindeeigentümern der LELB zu übereignen.

Aizpute fand in Pastor Varis Biteņiks einen Nachfolger für den verstorbenen Pastor Sprogis, der mit großem persönlichem Einsatz und anwaltlicher Hilfe den Rechtsstreit gegen das Konsistorium aufnahm.

Jetzt endlich nach mehreren Jahren fand der Rechtsstreit ein Ende durch das nicht mehr verhandelbare Urteil des höchsten Gerichtes: Die St. Johanniskirche und alle anderen Eigentümer der Kirchengemeinde Aizpute bleiben Eigentum der Gemeinde.



Auch wenn der Fall anders liegt: Dieses Urteil könnte Bedeutung haben für den Rechtsstreit, den Pastor Martin Urdze seit 2016 gegen die LELB führt. Martin Urdze ist 2016 mit der Kreuzgemeinde in Liepaja aus der LELB ausgetreten wegen des Synodenbeschlusses gegen die Frauenordination. Die LELB klagt seitdem gegen die Gemeinde auf Herausgabe der Kirche und des Gemeindehauses.

Helmut Brauer

Beihilfe

Ergänzungen zu unserem Artikel im FORUM 85

In den letzten Ausgaben des FORUM haben wir über die Irritationen berichtet, die durch die Forderung nach der Abgabe des Einkommenssteuerbescheides und in diesem Jahr zusätzlich von Bankbescheinigungen ausgelöst worden sind.

Wir haben uns an Kirchenleitung und Kirchenamt gewandt, um eine Klärung herbeizuführen und auch Verletzungen zu heilen.

Am 13. Juni des Jahres haben wir, Klaus Guhl und Hans-Joachim Ramm ein Gespräch im Landeskirchenamt mit den Dezernatsleitern D (OKRn Böhland) und P (OKR Tetzlaff) gehabt.

Dabei wurde uns die Sachlage mit Verweis auf die Bundesbeihilfeverordnung dargestellt. Aus dieser Verordnung (§ 4 Abs. 1) geht hervor, dass die Einkünfte der bei der Beihilfe berechtigten Personen (Ehegatten etc.) durch Steuerbescheide nachzuweisen sind.

Diese Verordnung gilt seit 2008, ist aber von der Nordelbischen Kirche seinerzeit nicht in der Form einer Anforderung des Einkommenssteuerbescheides angewandt worden. Eine Überprüfung bei der GSC durch das Landeskirchenamt hat das festgestellt und nunmehr im Jahr 2018 erstmals diese Bescheide angefordert. Das ist rechtlich so in Ordnung und ist von uns, dem Pastorenverein, auch nicht angezweifelt worden.

Auch wenn andere Behörden dieses Verfahren so nicht anwenden, ist das LKA gehalten nach dieser Verordnung zu handeln.

ALSO:

Wer für seine(n) Ehegatten/in, Lebenspartner eine Krankenbeihilfe beantragt, muss jeweils jährlich per Einkommenssteuerbescheid nachweisen, dass dessen Jahreseinkommen 17000 € nicht übersteigt.

Unsere Gesprächspartner haben ausdrücklich eingeräumt, dass die Art und Weise der Information über diese Verwaltungsmaßnahme nicht gut gewesen ist und anders hätte kommuniziert werden sollen. Auch die Bemerkung der GSC, dass sonst (Bei Nichteinreichen des Einkommenssteuerbescheides) keine Beihilfe gezahlt werde, ist rechtlich nicht korrekt und so nicht haltbar. Man hätte auf eine Vorläufigkeit hinweisen sollen.

Wir denken, zumal wir übereingekommen sind, dass nunmehr Einkommenssteuerbescheide ausreichen und keine Bankbescheinigungen nötig sind, dass diese Angelegenheit geklärt ist.

Dr. Hans-Joachim Ramm

(Kranken-) Beihilfe für studierende Kinder

Studierende Kinder sind grundsätzlich in der gesetzlichen Krankenversicherung (für Studenten) versicherungspflichtig.

Eine Befreiung ist mit Nachweis von Beihilfe und privater Krankenversicherung möglich. Diese Befreiung ist für das ganze Studium gültig. Eine Rückkehr o.ä. in die gesetzliche Krankenpflichtversicherung ist nicht vorgesehen.

Mit Fortfall des Kindergeldes (d.h. wenn das studierende Kind nicht mehr beim Familienzuschlag berücksichtigungsfähig ist) fällt auch der Anspruch auf Beihilfe weg. Dann ist der Student voll in der privaten Krankenversicherung zu versichern.

DAHER: ist zu VORHER zu überlegen, wie lange das Studium dauern kann. Bei Medizin, Jura, Chemie, auch Theologie wird es i.d.R. über den berücksichtigungsfähigen Zeitraum

gehen. Dann ist es aus finanziellen Gründen angebracht, VOR BEGINN des Studiums sich alles genau zu überlegen und ggf. eine gesetzliche Krankenversicherung f. Studierende für das Kind abzuschließen. Dann sollte auch darüber nachgedacht werden, ob dazu eine Zusatzversicherung f. Krankenhaus etc. abgeschlossen werden sollte und ggf eine Anwartschaftsversicherung bei der (bisherigen) PVK, wenn das Kind z.B. einen beamtenrechtlichen Beruf anstrebt..

Dr. Hans-Joachim Ramm

Urlaub an der Ostsee

Noch Termine frei

Zwei Minuten vom Sandstrand entfernt liegt das kleine Feriendorf LUBMIN mit fünf Finnhütten und einem Gemeinschaftshaus. Sandkasten, Spielgeräte und eine Sauna komplettieren die Anlage, zu der auch 2 Wohnwagenstellplätze gehören.

Jede Finnhütte besteht aus 1 Wohnraum, 2 Schlafräumen, Bad (WC/DU), Küche zur Selbstversorgung. Bis zu 6 Personen können untergebracht werden.

Ausflugsziele: Greifswald, Usedom, Rügen, Stettin

Vom 29.8. bis November sind noch Plätze frei.

Auskünfte unter <http://lubmin.thueringer-pfarrverein.de>

Ansprechpartner: Frau Kienitz, Hölle 10, 06484 Quedlinburg, Tel. 03946-5254778

Studienbeihilfe

Neue Richtlinien der Studienbeihilfe der Verbandes

Die Studienhilfe des Pfarrerverbandes wird in Form eines zinslosen Darlehens gewährt. Die Höhe richtet sich nach den von der Mitgliederversammlung festgesetzten Sätzen.

Studienbeihilfe in Form eines zinslosen Darlehens kann gewährt werden:

- a) wenn bei drei unversorgten Kindern gleichzeitig mindestens zwei studieren
- b) wenn bei vier oder mehr unversorgten Kindern eines studiert

Studienhilfe wird bis zum Ende des Studiums, höchstens 6 Jahre gewährt.

Zusätzlich kann ein nicht rückzahlungspflichtiger Zuschuss gewährt werden:

a) wenn gleichzeitig mindestens drei Kinder studieren ab dem 3. studierenden Kind

b) wenn bei mindestens fünf unversorgten Kindern gleichzeitig zwei studieren ab dem zweiten studierenden Kind.

Als unversorgt gelten alle Kinder, für die ein Kindergeld gezahlt wird. Nachweise sind vorzulegen.

FRISTEN für Neuanträge:

WS: 15.10.,

SS: 15.04.

Bewerbungen für die Studienbeihilfe sind über den Vorsitzenden des jeweiligen Pfarrvereins zu stellen, bei dem man Mitglied ist.

Dr. Hans-Joachim Ramm

Termine Emeritenkreis im Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg

Liebe Schwestern und Brüder!

Ich lade wieder ein zu unseren monatlichen Treffen, jeweils um 15.30 Uhr in der Kirchenkanzlei in der Bäckerstraße 3-5 in Lübeck

Dienstag, 08. Oktober 2019

Pastor em. Gahbler: „Hitlerjunge G“ Streiflichter aus der NS-Zeit

Dienstag, 12. November 2019

Pastor em. Schlicht: „Theodor Fontane“

Dienstag, 10. Dezember 2019

Wir feiern Advent

Dienstag, 14. Januar 2020

Pastor em. Lange: „Jungfrau, Gottesmutter, Himmelskönigin“ Marienverehrung und Marienlegenden

Dienstag, 11. Februar 2020

Pastor em. Steinberg: „Freundschaft“

Dienstag, 10. März 2020

Pröpstin Kallies lädt uns ein

Dienstag, 14. April 2020

Pastor em. Schwan: „Die Uckermark“

Dienstag, 12. Mai 2020

Pastor em. Kieseritzky: „Das sogenannte Böse“ (2. Teil) Eigene Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus

Juni 2020 *Ausflug*

Ich freue mich auf ein baldiges Wiedersehen!

Ihr *Frank Dahl*

Frank Dahl Tel. 0451/2907450, heidedahl@t-online.de

Termine in 2019 für VPPN, PV-MECK, PV-POMM

PV-MECK:

03.-04. September. 2tägiges **Emeritentreffen** in Güstrow

Regionaltreffen: jeweils um 10 Uhr

22.10.2019 in Penzlin im Pfarrhaus Speckstr. 14

29.10.2019 in Schwerin, Münzstr 8

05.11.2019 Kröpelin, Am Kirchplatz 3

PV-POMM:

23. August 2019, 15 Uhr **Sommerfest** in Tribsees

24. Oktober 2019, **Mitgliederversammlung** von 10-15 Uhr in Tribsees

VPPN Vorstandssitzungen:

02. September in Engelsby

11. November Martinshaus Rendsburg

18. November **Kirchenkreisvertretertag** in Hamburg, Rauhes Haus.

Treffen der Arbeitsgemeinschaft der Vereine in der Nordkirche:

am 9. September in Gudow bei Wiebke Böckers,

Hauptstr. 20, 23899 Gudow

Mitgliedertreffen des Dt. Pfr. Verbands:

22.-24. September 2019 in Quedlinburg.

Beratung und Hilfen

Alle Vorstandsmitglieder des VPPN (siehe Seite „Anschriften“) stehen den Kolleginnen und Kollegen bei Fragen des Dienstes und der (auch) persönlichen Seelsorge zur Verfügung. Insbesondere :

in Sachen **DARLEHEN, BEIHILFEN** des VPPN

Pastor Jörg Jackisch, Kieler Str. 3, 24376 Kappeln, Tel 04642/9647415,

e-mail vppn-mv@gmx.de

in Angelegenheiten von **KIRCHENRECHT, DIENSTRECHT** und **BEIHILFERECHT**

Pastor i.R. Dr. Hans-Joachim Ramm, Hafenstr. 28, 24226 Heikendorf,

Tel. 0431 2378541, drramm@web.de

Buchhinweise



Wolfgang Huber, Dietrich Bonhoeffer, Auf dem Weg zur Freiheit. Ein Porträt, München 2019, 336 S. ISBN 978 3 406 73137 2

„Ein Mensch lässt sich auf verschiedene Weise porträtieren“ (S.9), so beginnt Wolfgang Huber seine Darstellung Dietrich Bonhoeffers mit dem ersten Kapitel „Prolog. Wer war Dietrich Bonhoeffer?“. In diesem Abschnitt stellt er dessen äußere wechselvolle Geschichte von Kindheit, Jugend- Schul- und Studentenzeit über die Aufenthalte in Barcelona (Vikariat 1928, Abfassung von Dissertation und Habilitationsschrift (1927/1930), Studienaufenthalte in New York (1930), die Dozenten- und Pastorentätigkeit in Berlin (ab 1931) in London (1933-1935), Übernahme des Predigerseminars der BK (1935. Nochmaliger Aufenthalt in New York (1939), ab 1940 Mitarbeit als V-Mann des Amtes Abwehr des OKW vor. Glaube und Leben, Theologie und Widerstand hingen in dem Leben Bonhoeffers eng zusammen, für den es galt „nicht nur

den Opfern zu helfen, die unter die Räder des staatlichen Rechtsbruchs gerieten, sondern ‚dem Rad selbst in die Speichen‘ zu greifen. (S.19) und eben in die Reihen des Widerstandes zu treten. Huber geht es mit seiner Studie nicht um eine weitere den bisher erschienen Biografien hinzuzufügen, sondern die Verwobenheit von „Fragestellungen in Bonhoeffers Theologie mit seiner Lebensgeschichte“ zu porträtieren.

Dieses beginnt er mit dem 2. Kapitel „Bildungswege“, in dem er angefangen mit der Auseinandersetzung u.a. mit Nietzsche, die man bis in seiner Ethik nachverfolgen kann, die verschiedenen Ströme der Theologie und deren Protagonisten, mit denen Bonhoeffer zu tun hatte, nachzeichnet. Der Begriff „Kirche“ war u.a. ein beherrschendes Subjekt, dem Huber im dritten Abschnitt nachspürt (Die Kirche als Vorzeichen vor der Klammer). Beispielhaft stellt er Bonhoeffers Überlegungen in der Auseinandersetzung mit Friedrich Schleiermacher, Adolf von Harnack, Otto Dibelius und Reinhold Seeberg, seiner Dissertation, Welt und Wortkirche bis zur Aussage „dass die Kirche eine Kirche mit anderen ist, bevor sie eine Kirche für andre sein kann.“ (S.85) vor. Die Begegnung des Berliner Privatdozenten und Pastors mit Martin Luther, die sich bis „Nachfolge und Widerstand“ nachzeichnen lässt, wird im vierten Kapitel „Billige und teure Gnade“ nachgegangen. Für den Autor blieb Bonhoeffer „zeitlebens ein Theologe auf den Spuren Luthers.“ Der fünfte Abschnitt („Die Bibel im Leben und in der Theologie“)

führt den Leser in die Orientierung Bonhoeffers zur Bibel, die Grundlage seines Lebens war, ein. Mit Bonhoeffers Frage nach dem historischen Jesus und der historisch-kritischen Interpretation, die für ihn in den Dienst der Begegnung mit dem lebendigen Wort Gottes treten, befasst sich Huber in diesem Kapitel.

Dem „Christlichen Pazifismus“ Bonhoeffers widmet Huber sein 6. Kapitel. Es geht um das „Pacem facere“, um ein Handeln, um Aktivität, „nicht etwa“ um „eine bloße Gesinnung.“ (S.131) Bereits früh öffnete sich Bonhoeffer den ökumenischen Friedensbestrebungen, erklärte, dass Krieg Sünde sei, schloss aber andererseits eine „Beteiligung des Christen am Krieg nicht prinzipiell aus“ (S. 139) und plädierte auch bei der Entscheidung für Kriegsdienst oder Verweigerung für eine situationsgebundene Gewissensentscheidung. (S.151) Für ihn selbst kam eine Beteiligung an Hitlers Krieg nicht in Frage. Mit Hilfe seines Schwagers Hans v. Dohnanyi konnte Bonhoeffer dem soldatischen Kriegsdienst aus dem Weg gehen und in die aktive Opposition finden.

Dem sich aus diesem Schritt ergebende Terminus „Theologe im Widerstand“ wendet sich Huber im folgenden Abschnitt „Widerstand mit theologischem Profil“ zu. Dabei nähert er sich der Frage, was „denn das Theologische an diesem Widerstand war“ in drei Schritten. (S.161) Zunächst geht es um Bonhoeffers Rolle im Widerstand, dabei auch seine Rolle als Seelsorger. Des weiteren wird untersucht, ob sich ein theologischer Konsens in dieser Fragestellung in der ev. Kirche finden lässt (In der Einsamkeit des Gewissens) und

drittens um die Frage, ob man im Zusammenhang mit Bonhoeffer von einer Theologie des Widerstands sprechen kann. In der Frage nach Schuld beladenem Handeln kennt die ultima ratio an, die einen Tyrannenmord nicht ausschließt. Mit dem Thema „Schuld“ befasst sich der Autor im achten Kapitel, in dem er Bonhoeffers Überlegungen in dessen Ethik zur Sprache ebenso zur bringt wie sein kirchliches Schuldbekenntnis. Bonhoeffer ist überzeugt davon, dass bestimmte Situationen Notwehr gebieten. „Weil Jesus die Schuld der Menschen auf sich nimmt, können auch Menschen Schuld tragen.“ In diesem Zusammenhang könnte man auch auf eine Frage des Stauffenbergadjutanten W.v.Haefen an Bonhoeffer und dessen Antwort hinweisen. (bei: W.D. Zimmermann, Wir nannten ihn Bruder Bonhoeffer, S.112f) Zusammenfassend bezeichnet Huber Bonhoeffers Ethik als situationsbezogene Verantwortungsethik. Diese erörtert er im neunten Abschnitt und wendet sich in einem zehnten Kapitel „Kein Ende der Religion“ Bonhoeffers Religionsbegriff in einer mündig gewordenen Welt zu, wobei er „für die Selbstunterscheidung des Christentums von der Religion eintritt.“ (S.250) und zieht in seine Darstellung aktuelle Fragestellungen mit ein. Im 11. Abschnitt „Polyphonie des Lebens“ wird Bonhoeffer mit seinen schriftstellerischen, musikalischen Fähigkeiten als musisch begabter und gebildeter Theologe gewürdigt. Im letzten Kapitel „Epilog: Was bleibt?“ stellt der Autor die weltweite Rezeption Dietrich Bonhoeffers vor. „Was die ganz unterschiedlichen Wirkungen Bonhoeffers in verschiedenen Ländern miteinander

verbindet, ist unter anderem die Tatsache, dass sein Vorbild vielen Menschen den Weg zum christlichen Glauben geebnet hat. (S.284)

Wolfgang Huber widmet sich mit seiner Studie umfassend dem Denken und der Theologie Bonhoeffers unter den drei wichtigen Fragestellungen und Themen, die für den Protagonisten im Mittelpunkt standen: „Leben in der Kirche“, „Verantwortung für den Frieden“, „Bereitschaft zum Widerstand“. In seinem unter diesen Fragestellungen einfühlsamen Porträt gelingt es dem Mitherausgeber von Bonhoeffers Gesamtwerk, basierend insbesondere auf den fragmentarischen Nachlass der

„Ethik“ und „Widerstand und Ergebung“ die Glaubensgewissheiten dieses herausragenden Theologen zu verstehen und die Veränderungen seines Denkens nachzuzeichnen.

Wer sich mit Bonhoeffer beschäftigen will, kommt um diese empfehlenswerte Studie, die kenntnisreich in dessen Theologie einführt, nicht herum.

Eine Zeittafel, ein Literaturverzeichnis und erfreulicherweise auch ein Personenregister beschließen diese Schrift, Belegstellen (Fußnoten) sind in den fließenden Text eingefügt.

Dr. Hans-Joachim Ramm



Catherine Nixey, Heiliger Zorn.

Wie die frühen Christen die Antike zerstörten, (*englisches Original: The Darkening Age. The Christian Destruction of the Classical World*) München 1919, 396 S., ISBN 978-3-421-04775-5

Bis zum Konzil von Nicäa hatten die

Christen im Römischen Reich unter vielfältigen Verfolgungen zu leiden. Unter Kaiser Diokletian (245-316) waren diese Verfolgungen nach einer Pause wieder aufgelebt, zumal der Kaiser alte heidnische Kulte zu einer Art Staatsreligion erheben wollte. Seine antichristliche Politik wurde dann unter seinem Nachfolger Konstantin I wieder aufgehoben. Verwaltung und Militär funktionierten im Imperium Romanum und sorgten mit ihren Maßnahmen für einen wirtschaftlichen Wohlstand. Die römischen Bürgerrechte sorgten für einen rechtlich gesicherten Zusammenhalt, allerdings waren die Mitbürger in Sachen Religionsausübung in vorchristlicher und christlicher Zeit keineswegs frei. Nachdem auch durch Eingriff Konstantin I in den inhaltlichen Ablauf des Konzils von Nicäa 325 si-

cherte sich der christliche Glaube den Status als Staatsreligion. Mit dieser Unterzeichnung hörten schließlich auch die Christenverfolgungen auf. In der folgenden Religionspolitik, die nur unter Julian (361-363) kurz unterbrechen wurde, wurde der Boden der Toleranz verlassen und die Verfolgung heidnischer Kulte begann. Der Kirchenhistoriker Heussi schreibt (KG § 23 u., Tübingen 1960, S.94): „Seitdem verschwand das Heidentum rasch aus dem öffentlichen Leben.....Die Bischöfe, die Mönche und der christliche Pöbel führten nun, besonders im Orient, den Tempelsturm im großen Stil durch, oft unter blutigen Zusammenstößen mit den heidnischen Schichten der Bevölkerung“, wobei viele unermessliche Kunstschätze und Schriften zerstört wurden. Die britische Althistorikerin und Journalistin Catherine Nixey hat sich dieser Episode angenommen und versucht die Aussage Heussis in ihrer Darstellung mit Inhalt zu füllen, wobei sie ihre Ausführungen auf Quellen u.a. von Plinius d.J., Theophilus von Alexandria, Johannes Chrysostomus, Martin von Tours, Eusebius v Caesarea, Hieronymus, Augustin, Abt Schenute und Tertullian stützt.

Alles was vorher Christen angehtan wurde, „Bücher wurden verbrannt, Christen wurden verbrannt und hingerichtet, Kirchen niedergebrannt“ (S.108), geschah nun anders herum. Von religiöser Toleranz, die bis auf den Kaiserkult im Römischen Reich herrschte, konnte keine Rede mehr sein. Christlichen Gruppen ging es auch mit Unterstützung ihrer führenden Leute nicht darum für den Glauben zu werben, sondern mit „sektiererischer Hysterie“ (S.19) und Gewalt heidnische Über-

zeugungen zurückzudrängen, unter der Vorgabe, die Seelen der Ungläubigen zu retten. Dem Vorwurf von kriminellen Taten wurde selbstgerecht entgegnet: „Für die, die Christus haben, gibt es kein Verbrechen.“ (Abt Schenute, S.302) Beim Zerstören von Kulturdenkmälern ging es vorgeblich darum, Dämonen in verschiedenen Erscheinungsformen zu bekämpfen (S.41ff), wobei man dieses mit Hinweis auf biblische Tradition begründet. (Hinweis auf 5. Mose 7,25 u. 5. Mose 12,1-3) Allerdings kann von einem „Krieg gegen die Tempel“ (S.148ff, Kap. 7), einen Sturm von Tempelzerstörungen, in dieser Verallgemeinerung kaum die Rede sein. Tempel und Kultstätten wurden nach Verbot der heidnischen Kulte geschlossen oder in christliche Kirchen umfunktioniert. Das entspricht dem im Corpus Juris Civilis geäußerten Gedanken vom Bewahren. (CIC I, 11 zum Jahr 399.) Schon von daher ist die Zerstörung des Serapeions von Alexandria (S.133ff) im Westen des Imperiums besonders registriert worden. Ebenso wenig hat es eine flächendeckende Bücherverbrennung antiker Schriften gegeben. Die Zerstörungswut richtete sich vielmehr gegen Kritiker des neuen Glaubens etwa Kelsos und Porphyrios und als ketzerisch beurteilte religiöse Schriften anderer Strömungen. Gewiss wurden Werke von Aristoteles, Cicero etc. in Klöstern (des Ostens) ausgelöscht (S.337) aber andererseits wurden antike römische und griechische Schriften, abgesehen davon, dass viele in den Wirren der Zeit oder „durch Ignoranz“ (S.21) und eben nicht nur durch christliche Zerstörungshorden abhanden gekommen sind, in Klöstern kopiert. Dieses erfolgte meist von Analphabeten,

die jene Schriften nicht verstehen konnten, und deren Aufgabe darin lag, ganz genau die Schriftzeichen von Vorlagen abzumalen, ohne sie zu verändern. Das gilt auch für die Texte der von Nixey genannten Ovid, Martial, Catull u.a., die wir ohne diese Abschriften, auch wenn sie aus wirtschaftlichen Gründen hier und da mit frommen Texten überschrieben worden sind, heute so nicht kennen würden.

Catherine Nixey verfolgt in ihrer „Erzählung“ (S. 27) den Weg der Zerstörungen, die sich im Wesentlichen im Osten des Reiches abgespielt haben. Sie beginnt im Prolog mit dem Überfall und Zerstörungen in Palmyra, zeigt dann einen Weg von Alexandria nach Bithynien, zurück nach Ägypten, in die Wüste und schließlich nach Athen, wo die „westliche Philosophie... im Jahr 529 ihr Ende findet“ (S.27). Im Orient wurden in erster Linie heidnische Heiligtümer von fanatischen christlichen Banden (z. B. Parabalani, S. 187ff) überfallen und zerstört, deren Mob sich nicht scheute (auch auf Anweisung v. christlichen Predigern) eigene Leute auszuspionieren (S.22.292), damit sie den „rechten Pfad“ nicht verlassen (S.267), zu foltern und zu ermorden (u.a.S.309ff); jede Art von Theaterbesuch (S.269); Besuch von Thermen (S.276); die omnipräsente Erotik (Kap. Carpe Diem, S.248) und Wagenrennen (S. 273) galten als Frevel, Homosexualität als Verbrechen (S. 277) und wurden entsprechend auch mit dem Tode bestraft. Der Lynchmord an der alexandrinischen Philosophin Hypatia (S.202f.), das Wüten des Abtes Schenute (Kap. 15) sind Beispiele für die schrecklichen Hassausbrüche der intoleranten christlichen Banden.

Die von der Autorin berichteten Fakten sind in der Fachwelt, die sich mit der frühen Kirchengeschichte, den „Kirchenvätern“ wie Johannes Chrysostomos, Augustin, Origenes (um nur diese zu nennen) intensiv befasst hat, aber eben nur dort, nicht unbekannt. Ihre Studie endet mit dem Jahr 532 und lässt die antiheidnischen Gesetze Kaiser Justinians (auch wenn sie ihn zitiert) ebenso außen vor wie die Heidenverfolgungen um 580 in Baalbek, die wie anderes Hinweise dafür sind, dass der heidnische Glaube keineswegs im 5. Jahrhundert mit der Schließung der Athener Akademie (Kap. 16) vollkommen unterdrückt war.

Nixey hat die schwer zu rekonstruierenden Ereignisse mit Benutzung und Verarbeitung von zahlreichen wenn auch selektiven christlichen und nicht-christlichen Quellen jener Zeit ein gut und spannend lesbares Werk geschaffen, das trotz „the darkening“ (Ursprungstitel) hier und da den Leser schmunzeln lässt.

Über wenige Schwächen (detaillierte, dramatische Darstellung von einigen Szenen (u.a. S.10 – Zerstörung von Palmyra mit geringer Quellenlage, 296 Einbruch des Scheute), die mehrfache Erwähnung gleicher Ereignisse (z.B. Ende der Philosophen und Akademie in Athen (S.13ff; 318), im Kap. 7 (Der Krieg gegen die Tempel), S. 150 wird die Statue der Athene nach Konstantinopel verschifft, S. 339 enthauptet in Athen gefunden. Was ist richtig?) könnte man hinwegsehen. Dass ihre Studie jedoch in gewisser Weise recht einseitig ist, zeigt die durchweg düstere Darstellung der Haltung des christlichen Glaubens durch einige ihrer Protago-

nisten. Dieses sicher auch abstoßende Verhalten hat aber die breite Masse des Volkes und deren Oberschicht im seinerzeitigen Römischen Reich nicht davon abgehalten sich dem christlichen Glauben zuzuwenden. Wer sich mit der alten Kirche befasst, wird ebenso den Einfluss griechischen und römischen Denkens in der christlichen Theologie vorfinden wie auch in Klosterzellen antike Literatur vervielfältigt wurde und uns heute vorliegt. Es ist keineswegs so, wie der Untertitel suggeriert, dass „die frühen Christen die Antike“ zerstört haben. Nixey räumt das bereits auf S. 25 ebenfalls ein; sie nennt Feuersbrünste, Überschwemmungen, Zahn der Zeit und mit einem Wort „Invasionen“. Diese militärischen Aktionen im Osten und im Westen u.a. durch Vandalen, Ostgoten, Perser, Berber haben sicher viel mehr zerstört als ein wild gewordener religiös fanatisierter Mob. Eine kritische Bewertung der von ihr benutzen, eben vielfach christlichen Quellen mit doch einigen

Legenden hätten besser herausgearbeitet werden müssen.

Ein umfangreiches Quellen und Literaturverzeichnis findet sich am Ende des Buches, farbige Bilder illustrieren die Welt der Antike, eine Karte des Römischen Reiches im Einbandbereich hilft geographisch die erwähnten Orte einzuordnen (auch wenn die Provinz Dakien im ersten Jahrhundert bereits als römisch gezeigt wird, Südwestdeutschland aber noch nicht – umgekehrt ist es der Fall. (vgl..Putzger, Hist. Weltatlas, S.24).

Dennoch: Eine schnell und gut zu lesende Einführung in ein gewiss dunkles Kapitel der frühen Kirche. Catherine Nixey hat einen wichtigen Beitrag für eine weiterführende wissenschaftliche Auseinandersetzung geleistet, den es sich zu lesen lohnt.

Dr. Hans-Joachim Ramm



Michaela Bräuninger, Die Kirchengemeinde Hamburg-Wellingsbüttel 1933 bis 1975, SVSHKG 62, Husum 2019, ISBN 978-3-7868-5511-8

Kirchengeschichte wird meist aus der Sicht von gesamtkirchlichen Institutionen und leitenden Personen, deren Handlungen, Entscheidungen und Schriften erforscht und geschrieben. Kirche im Alltag, aus der Sichtweise der unteren Ebene, sprich Gemeinde, wird in der Regel in Form von Kirchenchroniken (zwei gibt es davon über die Kirchengemeinde Wellingsbüttel) dargestellt. Erstmals wird in der vorliegenden Studie für die Schleswig-Holsteinische Landeskirche wissenschaftlich auf breiter Quellengrundlage sowohl der Aus-

wertung von in Archiven, zugänglichen Akten als auch durch Befragung von noch lebenden Zeugen der Alltag einer Kirchengemeinde mit allen Höhen und Tiefen untersucht.

Die Autorin beschreibt wie die Kirchengemeinde Wellingsbüttel, deren Gemeindeglieder zumeist dem Wirtschafts- und Bildungsbürgertum Hamburgs zuzurechnen ist, als zunächst Filialgemeinde Bramfelds entstanden und sich als eigenständige Gemeinde mit dem gesamten Spektrum eines vielfältigen Gemeindelebens entwickelt hat. Dabei untersucht sie alle gesellschaftspolitischen Themen, die in dem bearbeiteten Zeitraum für die Gemeinde prägend waren. Durch das Wirken des ersten Gemeindepastors Christian Boeck, der als aktiver Publizist im Bereich der niederdeutschen Sprachpflege völkisches Gedankengut und auch antisemitische Ressentiments mitbrachte, wurde die Bildung einer neuen Kirchengemeinde vorangetrieben. (Kap. 2) Die mit dem Jahre 1933 gleichgeschaltete Landeskirche strebte eine Synthese zwischen NS-Staat und Kirche an; in diesem Geist wurde dann auch durch Mithilfe von lokalen NS-Partei-Funktionären für die neue Kirchengemeinde ein Kirchengebäude errichtet, das im Gemäuer germanische Insignien / Runen und auch das Hakenkreuz enthielt. Die Nachfolge von Boeck, der zwar NSDAP-Mitglied war, aber DC-Strömungen ablehnte (S. 83), trat auf Veranlassung des DC-Propsten Dührkopp der zur DC zählende frühere Lübecker Pastor Rudolf Scheuer an. (Kap 3) Im 4. Abschnitt „Kirchengemeinde im Krieg“ wird das Leben der

Gemeinde von 1939 bis 1945 dargestellt. Früh schon musste der Propst wieder Christian Boeck die Vertretung in der Gemeinde übertragen, da Scheuer zu Wehrübungen, zum Kriegsdienst einberufen wurde und 1941 vor Leningrad gefallen ist. Bereits in dieser Zeit ergaben sich Konflikte des damaligen selbstbewussten und seine eigenen Interessen durchsetzenden Kirchenvorstands mit Pastor Beck in der schon seinerzeit „stark polarisierten Gemeinde“ (S.167) Auch die Auswirkungen des Krieges gingen nicht an Wellingsbüttel vorbei.

Angesichts der Bombenangriffe auf Hamburg vervierfachte sich die Einwohnerzahl und damit auch die soziale Situation. Für jedes im Krieg gefallene Gemeindeglied wurde ein Kranz in der Kirche aufgehängt, die so „zu einer Art Heldengedenkhalle“ mutierte. Da Pastor Boeck durch Schwerhörigkeit erheblich behindert war, wurde vom Kirchenvorstand der Hamburger Pastor Hans-Jürgen Wenn angeworben, auf dessen während seiner Tätigkeit wiederholte sexuelle Missbrauch, der auch später kaum geahndet werden sollte, trotz Zeugenschaft eines KV-Mitglieds keine Reaktion erfolgte. Es war die Nachkriegszeit, in einer Zusammenbruchgesellschaft, die die Autorin im 5. Kapitel darstellt, in der sich nicht reflektierend mit der NS-Zeit auseinandergesetzt wurde. Das umfangreichste Kapitel beschäftigt sich mit der „Kirchengemeinde in der Ära Hoberg, 1946-1975.“

Mit Pastor Dr. Martin Hoberg übernahm ein früherer Militäroberpfarrer gegen den Unwillen einiger eine „zu-

tiefst zerstrittene“ Gemeinde. (S. 487) Hoberg kam aus der Tradition der liturgischen Bewegung Alpirsbach und legte bei der Agende des Gottesdienstes besonderen Wert auf eine entsprechende Liturgie. Er konnte seine Vorstellungswelt einer Gemeinde und Gemeindeleitung nicht mit den Vorstellungen verschiedener, auch führender Gemeindeglieder, in Einklang bringen. Die immer wiederkehrenden Konflikte (z.B. um Pastorats- und Gemeindehausbau, Entfernung der Ehrenkränze aus dem Kirchraum etc.) die regelmäßig den Propsten, das Landeskirchenamt bis zu Bischof Halfmann in Anspruch nahmen, hatten verschiedene Ursachen. Nicht selten bestanden sie in vagen Anschuldigungen. Mit seinem dominanten und egozentrischen Verhalten gepaart mit einer Beratungsresistenz, die ihm auch zu Beginn seiner Militärpfarrerzeit in Schwierigkeiten brachte, stand er sich wohl vielfach selbst im Wege.

Das änderte sich auch nicht mit der Errichtung einer zweiten Pfarrstelle, mit den beiden ersten Inhabern kam Hoberg, wie die Bräuninger darstellt, ebenso wenig zurecht wie mit den ihn kritisch begleitenden Gemeindegliedern Prof. Thieliücke und Prof. Goppelt. Allerdings überstand Hoberg mehrere auch von Ihm angezettelte Verfahren (u.a. Versetzungsverfahren, Kirchengerechtsprozess, Wartestand) und hinderte seine offensichtlich aktive Gemeindegliederarbeit weniger. Seine ökumenische Arbeit (Überlassen der Kirche für die kath. Gemeinde), seine Kinder- und Jugendarbeit (mit der er sich kritisch mit dem vorherrschenden Zeitgeist

auseinandersetzte), die umfangreiche Frauenarbeit (auch in Zusammenarbeit mit Annemarie Grosch) und ihren sozialen Auswirkungen (Müttererholung/Unterstützung für das Erholungsheim Schmalensee; Entbindungsheim „Nain“ der seinerzeitigen Diakonissenanstalt Kropp) finden hier eine gute, ausführliche Darstellung wie auch die Kirchenmusikarbeit vor allem unter Gerd Zacher. Nicht zuletzt wird auch die von Hoberg initiierte Partnerschaftsarbeit mit der Mecklenburger Kirchengemeinde Marlow in einem besonderen Abschnitt dargestellt. Nach Hobergs Emeritierung nahmen die Konflikte in Wellingsbüttel ab; entgegen seinem Vorgänger Boeck ist dieses sicher auch Hobergs Verhalten, sich eben nicht mehr in die Gemeindegliederarbeit einzumischen, zu verdanken. Die Arbeit schließt mit Überlegungen zum Kommunikationsmuster der Wellingsbüttler Kirchengemeinde und zusammenfassenden Gedanken.

Einige Anmerkungen, die keineswegs diese opulente Arbeit schmälern sollen, seien jedoch gemacht – in der Reihenfolge der Seitenzahlen: S.61: Eine Feststellung, dass mit dem Ermächtigungsgesetz im März das synodale Verfassungsprinzip aufgehoben wurde und „die legislative als auch die exekutive Gewalt .. dem Landeskirchenausschuss überlassen wurde“ stimmt so nicht. Erst durch staatliche (!) Notverordnung vom 4.5.33 wurden Landessynoden aufgehoben bzw. aufgelöst. Ein Landeskirchenausschuss übernahm die Leitung der SH Landeskirche erst ab der September 1933-Synode. - S.151: Auch die Aussage „Die Wehrmachtsseelsorge wurde massiv

ausgebaut“ kann m.E. so nicht aufrecht erhalten werden, auch wenn sich mit der Wehrpflicht die Zahl der Militärpfarrer erhöhte, nur gab es bei der Luftwaffe zu keiner Zeit (!) Militärgeistliche. Es gab bei der Wehrmacht bis 1939 etwa 100 Militärpfarrer im Hauptamt, im Millionenheer der Deutschen Wehrmacht mit seinen Teilstreitkräften zur Kriegszeit bis zu 1300 Militärgeistliche, darunter die Mehrzahl sogenannte Kriegspfarrer, also Geistliche, die ausschließlich ihren Kriegs/Wehrdienst als Pfarrer und nicht als Soldaten leisteten. Fakt ist, dass es für etwa 15000-18000 Soldaten jeweils 2 Pfarrer gab, zum Vergleich: bei den Britischen Streitkräften waren es insgesamt weit über 3000!. - S. 155, Anm. 539: „... Geistliche die fest zum NS-Staat standen...“ Diese so allgemein gehaltene Bemerkung kann schon im Blick auf das Verhalten von Dr. Hoberg und des ev. Feldbischofs Dohrmann (dargestellt auf S. 259) als auch mit Hinweis auf die auch erwähnte Studie von Dieter Beese so nicht aufrecht erhalten werden.

Man bedenke u.a. dabei; dass ein massiver Eingriff der Partei in die Wehrmachtsseelsorge von führenden Soldaten abgewehrt werden konnte; dass Kommandeure sich vor ihre Geistlichen stellten, um politische Maßnahmen gegen diese abzuwehren; dass der Feldbischof Dohrmann keine DC-Geistlichen einstellte, es gab in der Wehrmacht nur drei Geistliche, die der DC nicht fernstanden; dass offizielles Schrifttum wie etwa die auch S. 255, Anm. 861 zitierten nicht die Realität der Seelsorge und Verkündigung vor Ort widerspiegelt (s.u.a. die Interviews bei

Beese, Seelsorger in Uniform. S. 194 ff A.Goes, E.Müller, H.D.Wendland); dass Wehrmachtsgeistliche seelsorgerliche Berater von mil. Widerständlern waren (z.B. Damrath);; dass Wehrmachtspfarer ihre Gegnerschaft zum NS-Regime durch ihr Mitwirken im Nationalkomitee dokumentierten während die Familie im KZ saß (z.B. Krummacher, Schröder). Ab 1942 wurde die Militärseelsorge erheblich behindert, es wurden auch bei vakant werdenden Stellen keine neuen Pfarrer eingestellt; dafür kamen schließlich die sog. NSFO-Offiziere, die die offensichtlich von den Geistlichen nicht wahrgenommenen Aufgaben der Einflussnahme im Sinne des NS-Systems wahrgenommen haben. - S. 156: „... den ...Soldatenfrauen den Tod ihrer Männer übermitteln“ ist nicht richtig. Der NS-Staat hat sich nicht der Kirche schon aus ideologischen Gründen (Heldenverehrung) bedienen wollen. Die zuständigen Hoheitsträger der NSDAP (i.d.R. sog. Ortsgruppenleiter) waren mit dieser Aufgabe betraut, den Soldatentod zu übermitteln (die Parteidienststellen mussten qua Dienstanweisung von den militärischen Stellen diesbezüglich informiert werden, auch wenn manchmal die Todesnachricht durch die Einheit per Post erfolgte. Vgl. u.a. BArch RW 6/182 u. 6/472, fol 2. - S. 163: Als Kritiker von Pastor Dr. Hoberg wird der Kirchenälteste Bischoff genannt – er ist Rechnungsführer und KV-Mitglied (S. 163) später wird er mehrfach als „Rechnungsprüfer“ bezeichnet (u.a.S.277) Das ist sicher nicht richtig, ein Rechnungsführer kann nicht gleichzeitig Rechnungsprüfer sein. - S. 188ff: Die Hinweise und Ausführungen des Inhalts und der Aufnahme der Stutt-

garter Schulderklärung sollten auch in der vorliegenden Studie differenzierter dargestellt werden. Hier sei besonders auf den ausführlichen Beitrag von Armin Boyens „Das Stuttgarter Schuldbekennnis vom 19. Oktober 1945“ VjH-ZG 19 (1971) Heft 4 574ff hingewiesen. Halfmanns Äußerung ist nur im Hinblick auf eine falsche und einseitige Interpretation durch die Schlagzeile im „Kieler Kurier“ und die Reaktion darauf zu erklären. - S. 197, Anm. 686: wird vermutet, dass der DC-Propst Dührkopp die Nähe von Aumühle wegen des Wohnsitzes von Admiral Dönitz angestrebt hat. Diese Vermutung ist jedenfalls zu diesem Zeitpunkt in Frage zu stellen, Dönitz saß zu jenem Zeitpunkt in Haft beim IMT Nürnberg und dann bis 1956 in Spandau. Nur seine Frau, die als Krankenschwester in HH arbeitete, hatte eine Wohnung in Aumühle gemietet. - S. 202: einen Oberpräsidenten des Landeskirchenamtes gab es nicht -gemeint ist hier wohl die Behörde des Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein. - S. 209: ... sollte nichts mehr auf Verbrechen der Geistlichen hinweisen.“ Hier wäre schon ein Hinweis auf konkrete Handlungen in den Anmerkungen notwendig. Literatur dazu gibt es. - S.255, Anm. 857: Dönitz ist nicht General, sondern Admiral. - S. 258: Dass Hobergs Schwierigkeiten im Umgang mit anderen nicht auf Wellingsbüttel beschränkt waren, weist die Autorin durch die Episode seiner Tätigkeit als Bordpfarrer im Nov. 1934 bis April 1935 während der Auslandsausbildungsreise des Kreuzers Emden nach. Dass die Ursache einer Versetzung oder Kritik an ihm jedoch in der Eidesverweigerung zu suchen

sind, bedarf doch intensiverer Nachforschung. Dass der Kommandant eines Kriegsschiffes vom Militärgeistlichen den Diensteid fordert, ist kaum vorstellbar. Militärpfarrer waren Militärbeamte, Hobergs Vorgesetzter war der Militärdekan Ronneberger, der ihm gewiss auch den Diensteid beim Dienstantritt abgenommen hat. Hier passten mit dem Technokraten Dönitz und dem intellektuellen Hoberg einfach zwei sehr verschiedene Charaktere, die je ein anderes Verständnis von der Aufgabe und Tätigkeit eines Geistlichen in der Enge eines Schiffes hatten, nicht zusammen.

Vor uns liegt eine umfangreiche, ausführliche und interessante Darstellung der Geschichte einer Kirchengemeinde, die ihre verschiedenen von ihren Pastoren geprägten Episoden auch im Kontext des Zeitgeschehens und der jeweiligen Kirchenpolitik umfasst. Wichtig ist zudem, dass (endlich einmal) die umfangreiche Frauenarbeit einer Gemeinde mit ihren Projekten auch außerhalb der Kerngemeinde eine entsprechende Würdigung findet. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis schließt die Studie.

Dr. Hans-Joachim Ramm

Werden Sie Mitglied in einem PV in der Nordkirche

V	P
P	N

Werden Sie Mitglied

in einem der **V**ereine der
Pastorinnen und **P**astoren
in der **N**ordkirche

Vier gute Argumente:

- Sie stärken die Vereine als Standesvertretung
- Sie stärken die Vereine für geschwisterliche Nothilfe
- Sie können über die Vereine selbst Hilfe in Anspruch nehmen
- Sie haben finanzielle Vorteile bei einigen Versicherungen

Eintrittsformulare finden Sie

für den VPPN ebenso wie für den Mecklenburger und den Pommer-
schen Pfarrverein auf unserer homepage www.vppn.de

Auf unserer **Homepage www.vppn.de** finden Sie Basisinformationen über
den VPPN z.B. Satzung, Leistungskatalog, Geschichte, u.v.m. ...

Wenn Sie unseren **Newsletter** erhalten möchten, melden Sie sich bitte an
unter klaus-guhl@foni.net

Die drei Vereine in der Nordkirche haben sich in der „**Arbeitsgemeinschaft der Pfarrvereine in der Nordkirche**“ zusammengefunden und sprechen Gemeinsamkeiten ab. Das FORUM ist Mitteilungsblatt für alle drei Vereine und wurde umbenannt in **Mitteilungsblatt der Vereine der Pastorinnen und Pastoren im Bereich der Nordkirche**.

Verein Mecklenburgischer Pastorinnen und Pastoren e.V.

Zu erreichen über die Geschäftsstelle 18236 Kröpelin, Am Kirchenplatz 3,
Frau Zitterbart, Tel 038292/829851; verwaltung@kirche-kroepelin.de

Pommerscher Evangelischer Pfarrverein e.V.

Vorsitzender: Pastor Axel Prüfer, Zum Schildetal 1 in 19260 Vellahn, OT
Camin, Tel.: 038843 829200, E-Mail: axel.prufer@gmx.de

Verein Mecklenburgischer Pastorinnen und Pastoren e.V.

Beitrittserklärung

1. Hiermit trete ich mit Wirkung vom.....
dem Verein Mecklenburgischer Pastorinnen und Pastoren bei.

2. Hiermit trete ich mit Wirkung vom.....
der Amtsbrüderlichen Nothilfe bei.

Name/Vorname.....

Anschrift

Tel./email

Ich bin damit einverstanden, dass mein Mitgliedsbeitrag(-beiträge)- 0,3% vom Grundgehalt für den Verein, 0,7% vom Grundgehalt für die ABN- durch die Landeskirchenkasse abgebucht wird (werden).

Datum

Unterschrift

Beitrittserklärung bitte per Post senden an

Verein Mecklenburgischer Pastorinnen und Pastoren e.V.
Geschäftsstelle 18236 Kröpelin, Am Kirchenplatz 3, Frau Zitterbart,
Tel 038292/829851; verwaltung@kirche-kroepelin.de

Beitrittserklärung zum Pommerschen PV

An den
Pommerschen Evangelischen Pfarrverein e. V.
z. H. Herrn Pastor Axel Prüfer, Zum Schildetal 1,
19260 Vellahn, OT Camin
Mobil: 0177 7444593 / Dienstlich +49 38843 829200

Beitrittserklärung zum Pommerschen PV

Hiermit trete ich mit Wirkung vom dem Pommerschen Evangelischen
Pfarrverein e. V. bei.

Ich bin damit einverstanden, dass der Mitgliedsbeitrag monatlich von meinem Ge-
halt durch die ZGASSt / Ruhegehaltsskasse direkt an den Pfarrverein überwiesen wird.

.....
Ort, Datum

.....
Unterschrift

Absender

.....
Anrede bzw. Titel

.....
Vor- und Zuname

.....
Telefon

.....
Straße und Hausnummer

.....
Fax

.....
PLZ und Wohnort

.....
e-Mail

.....
Geburtsdatum

.....
Ordinationsdatum

Beitrittserklärung für den VPPN

Bitte an den Vorsitzenden per Post schicken: Pastor Klaus Guhl, Brahmstr. 13, 24943 Flensburg

Beitrittserklärung

Hiermit trete ich mit Wirkung vom

dem **Verein der Pastorinnen und Pastoren in Nordelbien e. V.** bei

Pers.-Nr. _____

Anrede/Titel: _____

(Ihre Pers.-Nr. finden Sie auf Ihrem Gehaltszettel links oben)

Name: _____

Vorname: _____

Straße: _____

Telefon privat: _____

PLZ: _____ Ort: _____

eMail privat: _____

Gemeinde: _____

Kirchenkreis: _____

Geboren am: _____

Ordiniert am: _____

Eingeführt am: _____

Ich bin: Pastor(in)

Pastor(in) i.R.

PZA

Vikar(in)

(Zutreffendes bitte ankreuzen)

Ich bin damit einverstanden, daß mein Mitgliedsbeitrag von meinem Konto per Lastschrift abgebucht wird. Änderungen meiner Bankverbindung teile ich mit.

Geldinstitut: _____

BLZ: _____

Konto-Nr: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Mitteilung einer Konto- oder Adressänderung für Mitglieder im VPPN

an Jörg Jackisch, Kieler Str. 3, 24376 Kappeln, Tel 04642/9647415, vppn-mv@gmx.de

Ich bin umgezogen!

Name

Vorname

Neue Adresse

Straße

PLZ

Ort

Tel. privat

Status (Vik., PzA, P/in, Em., i.E.)

e-mail privat

Kirchengemeinde/Dienststelle

Dienstantritt am

Kirchenkreis und Kirchenkreisbezirk

Änderung gültig ab

Falls sich auch die Kontoverbindung geändert hat:

Kontoinhaber Name

Vorname

Bankname

IBAN

BIC

Änderung gültig ab:

Einzugsermächtigung: *Ich in damit einverstanden, dass mein Mitgliedsbeitrag für den Verein der Pastorinnen und Pastoren in Nordelbien e.V. von diesem Konto per SEPA-Lastschrift abgebucht wird.*

Ort/Datum

Unterschrift

Vereinsvorstand des VPPN

Namen und Anschriften des Vereinsvorstands des VPPN

des am 10.11.2014 neu gewählt Vorstands; Nachwahl am 6.11.2017

Vorsitzender:

Pastor Klaus Guhl, Brahmstr. 13, 24943 Flensburg, Tel: **0461- 674 15 43**

klaus-guhl@foni.net.

Stellv. Vorsitzender und Schriftleiter des FORUM

Pastor Dr. Hans-Joachim Ramm, Hafenstraße 28, 24226 Heikendorf, Tel. 0431/2378541;

drramm@web.de

Schriftführer:

Pastor Andreas Kosbab, St.Johannes-Platz 1,25569 Kremperheide,04821/803210,

pastor.kosbab@gmx.de

Rechnungsführer: ab 1.1.2018

Pastor Jörg Jackisch, Kieler Str. 3, 24376 Kappeln, Tel 04642/9647415,

e-mail NEU: vppn-mv@gmx.de

Beisitzende:

Pastorin Wiebke Böckers, Hauptstraße 20, 23899 Gudow , 04547/291, pastorin@kirche-gudow.de

Pastor Helmut Brauer, Binnenland 14 c, 23556 Lübeck, Tel. 0451/801277, helmutbrauer@aol.com

Pastor Dr. Martin Grahl, An der Kirche 4, 23769 Petersdorf / Fehmarn, 04372-209,

Martin.Grahl@gmx.net

Pastor Herbert Jeute, Kirchenstr. 35, 25709 Kronprinzenkoog, Tel: 04856/391

e-mail: S.-H.Jeute@t-online.de

Pastor Gottfried Lungfiel, Lauweg 18, 21037 Hamburg, Tel. 040/73 72 753, lungfiel@gmx.net

Pastor Reinhart Pawelitzki, Am Steineck 13, 24392 Süderbrarup, 04641-987 89 13,

reinhart@pawelitzki.de

Pastor Dieter Timm, Chemnitzstraße 22, 25355 Barmstedt, 04123/3139, dieter.timm@gmx.de,

Monatliche Mitgliedsbeiträge des VPPN

(gültig ab 01.01.2013)

Pastorinnen / Pastoren 5,00 €

P. z. A. 3,00 €

Vikarinnen / Vikare 2,00 €

Ehepaare 1,5 Beiträge

Adressen

Internet: www.vppn.de

Bankverbindung: Evangelische

Bank, BIC GENODEF1EK1

IBAN : DE89520604100006405738

IMPRESSUM:

Herausgeber: Verein der Pastorinnen und Pastoren in Nordelbien e.V.
Postanschrift: Brahmstr. 13, 24943 Flensburg

Auflage: 2.800 Ex.

Schriftleitung: Dr. H.-J. Ramm, 24226 Heikendorf, Hafenstraße 28

Redaktionsschluß: Für die nächste Ausgabe, FORUM 87, ist es der 15. Nov. 2019

Herstellung: Dräger+Wullenwever print+media Lübeck GmbH & Co. KG,
Grapengießerstraße 30, 23556 Lübeck, 0451 87988-56

Füreinander vorsorgen

Schutz und Vorsorge im Pflegefall

Die Zahl der Pflegebedürftigen steigt von Jahr zu Jahr. Leider reichen die Leistungen der gesetzlichen Pflegeversicherung in den meisten Fällen bei Weitem nicht aus, um möglichst unabhängig zu bleiben und eine entsprechende Lebensqualität aufrecht zu erhalten.

Die Deckungslücke zwischen der Gesetzlichen Pflegeversicherung als „Teilkasko“ und den tatsächlichen Pflegekosten können Versicherte mit einer privaten Pflege-Zusatzversicherung schließen. Das wird auch vom Staat unterstützt: Mit dem Pflege-Bahr.

Pflege-Bahr: Mit dieser Pflege-Zusatzversicherung (ohne Gesundheitsprüfung) gibt es Geld vom Staat und zwar monatlich 5 Euro, wenn der Versicherte selbst mindestens 10 Euro monatlich dazuzahlt.

Pflege-Monatsgeld: Je nach anerkanntem Pflegegrad erhält der Versicherte ein Pflege-Monatsgeld. Für diese Leistung ist die Nutzung des Geldes für Pflegeleistungen unerheblich.

Die Pflegevorsorge steht Ihnen somit zur freien Verfügung (z. B. für stationäre oder häusliche Pflege durch Angehörige oder Sozialdienst).

Pflege Assistance: Diese Leistung ist ein wertvoller Zusatzbaustein, der die Vorsorge ab-rundet. Sie hilft im Pflegefall mit sinnvollen Unterstützungs- und Vermittlungsdienstleistungen durch Experten in diesem Bereich.

Pflegevorsorge ist keine Frage des Alters: Natürlich ist das Risiko, im Alter ein Pflegefall zu werden, höher. Aber auch schon in jungen Jahren kann ein Unfall oder eine schwere Krankheit zu Pflegebedürftigkeit führen.

Umfangreiche Informationen rund um die Pflegevorsorge geben Ihnen die Versicherer im Raum der Kirchen:

Versicherer im Raum der Kirchen
Filialdirektion Nord
Steinbeker Berg 3, 22115 Hamburg
Telefon 040 23804343
Telefax 040 23804333
alexander.plaumann@vrk.de



**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

FÜREINANDER. VORSORGEN.

Schutz und Vorsorge im Pflegefall

Die gesetzliche Pflege-Pflichtversicherung bietet nur eine Grundabsicherung und deckt bei weitem nicht die tatsächlich anfallenden Kosten im Pflegefall.

Schützen Sie das, was Sie und Ihre Angehörigen angespart haben – mit unserer Pflege-Zusatzversicherung.

**Gute Beratung braucht Gespräche.
Wir sind für Sie da.**

Filialdirektion Nord

Steinbeker Berg 3 · 22115 Hamburg

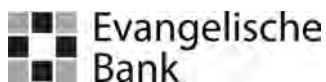
Telefon 040 23804343

fd-nord@vrk.de · vrk.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.



Evangelische Bank setzt sich mit rund 800.000 Euro für das Gemeinwohl ein



Soziale Projekte profitieren bundesweit von Spenden- und Sponsoringaktivitäten der Kirchenbank

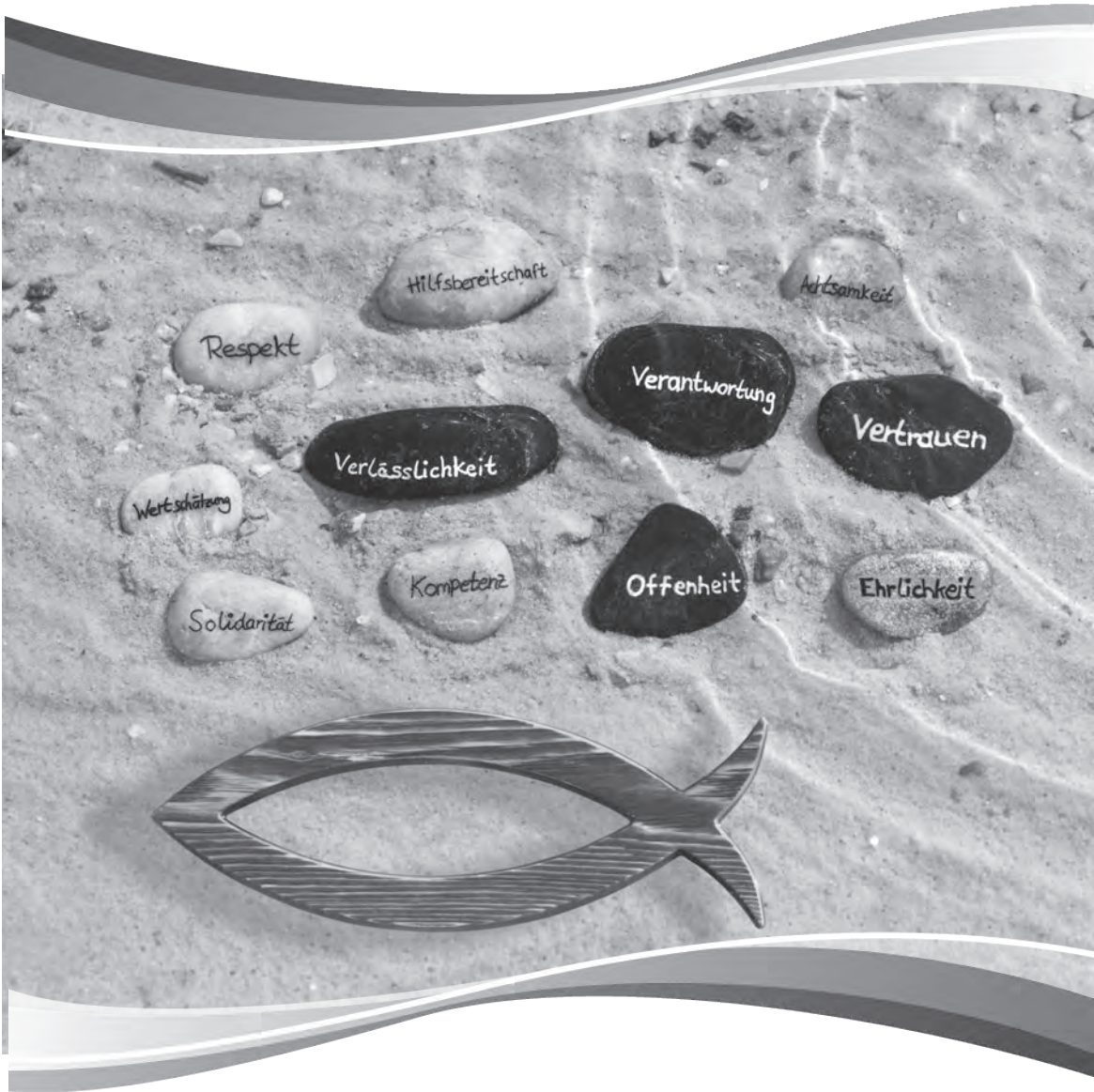
Das unternehmerische Handeln der Evangelischen Bank basiert auf den drei Säulen der Nachhaltigkeit. Dazu gehört, dass neben ökonomischen und ökologischen Zielen auch sozial-ethische Ziele besonders verfolgt werden, die das Gemeinwohl im Blick haben. So spielte im Jahr 2019 das Engagement durch Spenden- und Sponsoringaktivitäten mit rund 490.000 Euro für knapp 300 soziale Projekte der Kunden eine herausragende Rolle. 148.000 Euro, die durch Spenden aus dem Gewinnsparzweckertrag zusammenkamen, wurden zudem bundesweit an mehr als 144 gemeinnützige Einrichtungen übergeben. Mit rund 110.000 Euro im Bereich der Stiftungsunterstützungen und 56.000 Euro im Rahmen der Crowdfunding-Spenden lässt sich das 2019 insgesamt ausgezahlte Fördervolumen auf 795.000 Euro beziffern.

Mit einer beachtlichen Summe von 490.000 Euro hat die Evangelische Bank 2019 knapp 300 soziale Projekte von Kunden aus Kirche, Diakonie, Caritas, Freier Wohlfahrtspflege sowie der Gesundheits- und Sozialwirtschaft im Bereich Spenden und Sponsoring unterstützt. Als Kirchenbank, die sich auf christliche Werte beruft, steht die Evangelische Bank in besonderer Verantwortung für ihre Mitglieder und Kunden. Die vertrauensvollen Geschäftsbeziehungen verbinden die Kirchenbank mit ihren Kunden nachhaltig.

Auch vor dem Hintergrund der dynamischen, herausfordernden Zeiten, denen sich die gesamte Finanzwirtschaft beispielsweise durch das Niedrigzinsumfeld oder den zunehmenden regulatorischen Anforderungen ausgesetzt sieht, hält Thomas Katzenmayer, Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Bank, an der nachhaltigen Strategie der Kirchenbank fest: „Nachhaltigkeit und die Verpflichtung zur Einhaltung sozial-ethischer Ziele ist für die Evangelische Bank ein Ausdruck für zeitgemäßes und professionelles geschäftliches Handeln. Verantwortung und Solidarität mit unseren Kunden sind unsere Basis für eine nachhaltige, partnerschaftliche Zusammenarbeit. Das macht uns als Evangelische Bank aus.“

Erfahren Sie mehr unter www.eb.de

Uns verbinden Werte



Telefon: 0800 520 604 10
E-Mail: info@eb.de • www.eb.de



Evangelische
Bank